

LANDESHAUPTSTADT

GEORGE-KONELL- FÖRDERPREIS DER LANDES- HAUPTSTADT WIESBADEN 2021

Die Einsendungen

Preisverleihung am Donnerstag,
9. Dezember um 19.30 Uhr
im Kulturforum Wiesbaden



www.wiesbaden.de

George-Konell-Förderpreis der Landeshauptstadt Wiesbaden

Wettbewerbsbeiträge 2021

Der George-Konell-Förderpreis ist ein Literaturpreis für Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufen 9 bis 12 an Wiesbadener Schulen, der alle zwei Jahre vergeben wird. Inhaltliche Vorgaben gibt es nicht. Eine Jury entscheidet über die Preisvergabe. Der Preis ist mit 500 Euro dotiert sowie einem Buchgutschein für den Anerkennungspreis.

Es wird ein selbstverfasster Prosatext, eine Kurzgeschichte oder ein Essay, alles neueren Datums, erwartet, der oder die einen souveränen, sensiblen und kreativen Umgang mit der deutschen Sprache erkennen lässt. Ein Thema wird nicht vorgegeben.

Preisträger 2021:

Clara Wendel – Fremdkörper

Anerkennungspreis 2021:

Johannes Buhrow – Akashalaka

Clara Wendel – Fremdkörper

Du willst mich also aussperren, frage ich in die Dunkelheit, weil ich sehen kann, wie du mich hören kannst. Die Lichter gehen aus und meine Gedanken an. Du bist heller als ich es mir vorgestellt habe. Fast nur noch ein Hauch. Ich will dich auf die Wange küssen, aber ich traue mich nicht.

Deinen Namen auszusprechen ist mir schon immer leichtgefallen, aber heute rufe ich ihn nur, damit du dich umdrehst. Deine Augen blitzen, die Leute gucken schon. Sollen sie doch, sage ich und würde gerne süffisant grinsen, aber ich glaube mir fehlt dazu die Arroganz und das schauspielerische Talent. Wir kommen zu spät, sagst du und schüttelst meine Hand ab. Ich versuche dir in den Kopf zu schauen, ohne dass du es merkst. Wir klappern auf Asphalt. Deine Geschwindigkeit ist lebensbedrohlich für meine Gedanken. Lass mich in Ruhe, spuckst du in die Luft und wedelst mit der Hand als würde es die grauen Wolken am Himmel und vor deiner Stirn vertreiben. Ich glaube, du hast vergessen, dass wir den gleichen Weg gehen. Bin ich so schlimm, frage ich, deine Antwort sollte klar sein in diesem Katz und Maus Spiel, aber du sagst nichts. Ich fühle mich schlecht, weil alles grau ist. Wir stolpern über graue Treppenstufen und um unberechenbare Ecken. Hallo, frage ich in die Wortlosigkeit hinein und hoffe, dass du nicht Tschüss sagst. Aber du bleibst nur stehen (vielleicht hältst du ja auch die Minuten an). Ich fühle mich klein unter deinem gefühllosen Eisbergblick. Ich. Schulde. Dir. Nichts, du formst die Worte klar und deutlich, bis du mein Sichtfeld verlässt. Ich weiß nicht mehr was ich noch machen soll, damit du endlich mit mir sprichst.

Ich habe mit mir selbst einen Pakt geschlossen, bevor ich hinter dir in den Raum gegangen bin, weil ich dir nicht mehr zeigen will, dass du mich verletzt. Du schaust nicht zurück und ich nicht mehr zu dir. *Wir kennen uns doch gar nicht.* Die Plätze sind festgelegt, die Rollen verteilt. Der Schauspieler sagt, dass wir anfangen können, die Nebenrollen sind heute Publikum. Ich entspreche meinem Cliché und verliere mich irgendwo in den letzten Reihen, um respektlos zu sein. Schreie möglichst laut heraus, dass ich nicht freiwillig hier bin. Versuche dir nicht zuzuhören, aber du bist gut, das weißt du auch. Selbst von hier hinten kann ich erkennen, dass dein Weinen echt ist und als der Schauspieler Ab ruft, verlässt du wirklich den Raum. Verwirrt, in meinem linken Ohr gehen kleine Glocken an und werden immer lauter. Keiner hat sich umgedreht. Meine Knie wippen jetzt von ganz allein und ich versuche stetig das Zittern in meinen unentschlossenen Händen zu unterdrücken. Nichts hält mich mehr auf diesem Platz, ich denke daran, wo du bist, und verlasse in einem Zug die Dunkelheit des Saals. Die Tür hat gequietscht, aber ich glaube nicht, dass du mich bemerkt hast. Ohne Angst hole ich ein Friedenszeichen aus meiner Hosentasche. Du lächelst nicht, aber du sagst mir auch nicht, dass ich gehen soll. Ich sitze neben dir und fange langsam an zu erzählen, wie begeistert der Schauspieler von deinem Auftritt war. Er vergöttert dich, sage ich und denke, dass ich auch gerne öfter auf der Bühne stände. Ich benutze die Pflicht als Ausrede. Du hast aufgehört Tränen auf deine Schuhe zu tropfen. Ich sage, dass du mit mir reden kannst, wenn du jemand brauchst. Du schüttelst den Kopf, ich möchte jetzt allein sein. Aber ich kann eine Spur von Sonne in deinem Gesicht entdecken.

In den letzten Jahren ist die Mauer vor den Fahrradständern immer kleiner geworden und meine Träume immer größer. Ich komme hier manchmal her, wenn niemand da ist. Ich vergesse die Flugzeuge zu zählen, du sitzt plötzlich neben mir. Es war kein guter Tag. Ich frage nicht, was los ist und du auch nicht. Wir haben aufgehört zu sprechen, weil Worte manchmal überbewertet werden, und für diesen Moment brauchen wir das nicht. Deine Augen sind glasig, du hältst mir Kekse hin. Ich schüttele den Kopf und verteile Krümel auf dem Boden. Wir hören Musik, die uns nicht glücklich macht, warten, bis alle gegangen sind. Auch der Tag. Ich glaube, dass es dir sehr schlecht geht und frage mich, ob du gerne Flugzeuge zählen würdest. Die Wolken stehen heute schief. Ich höre, wie du leise weinst. Das hast du geübt. Wir reden nicht, wir trösten nicht mehr. Wir warten jetzt bis die Zeit das Gefühl für ungültig erklärt. Der Regen klingt ab und du traust dich mir in die Augen zu schauen.

Erzähl mir von einem Moment, in dem du glücklich warst, sagst du und versuchst zu lächeln. Während du zuhörst, machst du Skizzen, von mir mit meinen Erinnerungen. Du sagst, dass du keine Angst mehr hast und das ist wahrscheinlich das schönste Kompliment seit Langem.

Es ist lauter geworden, obwohl die Nächte länger sind und ich dachte, dass jeder schläft. Draußen ist es kälter, als wir gehofft haben, aber du sagst, das macht nichts. Ich ziehe die Vorhänge zu. Du meinst, dass du gleich da bist und wir legen auf, ohne unser Gespräch zu beenden. Ich will nicht lächeln. Ich ziehe keine Schuhe an, obwohl Tautropfen im Treppenhaus liegen könnten. Es gibt doch auch schon Frost. Es wirkt so unwirklich wie du in meiner Haustür stehst, mit deinen Katapultaugen und dem Pulli, der dir leblos auf den Schultern hängt. Du willst nichts essen und nichts trinken. Ich bin nervös als du alles kontrollierst, inspizierst (das kann man an schwitzenden Händen erkennen, ein Symptom) und verrutsche in der Liste in meinem Kopf. Du sagst, du magst mein Fenster. Wir sitzen unter hellen Lampen und machen uns Gedanken über Fremde, die sich getraut haben im Dunkeln rauszugehen. Wir sollten mutiger sein. Du packst dich in Decken, Schals und ganz viel Licht, ich will nicht, dass dir kalt ist. Als die Tür zu fällt ist es als haben wir eine Welt hinter uns gelassen. Wir laufen auf der Straße, ohne verloren zu sein. Jemand hat uns den Druck von den Schultern genommen. Vielleicht schaut der gerade aus dem Fenster und gibt uns Namen, die nicht uns gehören. Wir sitzen irgendwann an Plätzen, wo wir noch genug Licht haben, um nicht zu ertrinken. Können nicht mehr aufhören zu reden. Du fragst mich, warum wir eigentlich eingesperrt sind. Wir denken nach. Vielleicht hat der Mensch so große Käfige am liebsten. Ja, aber nicht ich, sagst du. Und wir schließen die Augen für Freiheit.

Heute Morgen bin ich aufgewacht und wusste, dass wir Freunde sind. Jetzt stehe ich auf Abgründen und stolpere im Staub. Der Weg hat mehr Kilometer als Platz in meinem Kopf frei ist. Wir brauchen ultimative Kontrolle als Eigenschaft unserer unerbittlichen Spezies. Es ist nicht so hell, wie es sein sollte, aber die Wolken kommen mir vertraut vor. Ich sehe dich aus hundert Meter Entfernung, maßgetreu. Ich wusste gar nicht, dass du laufen gehst, sage ich und grinse. Du bist zu ernst für mich. Es ist noch nicht lange her, dass ich angefangen habe. Du rennst weiter, auf der Stelle. Deine Kopfhörer drängen sich zwischen uns und schenken mir eine Sprachbarriere. Ich frage, ob du zum Essen kommen magst, aber du meinst du schaffst das nicht mehr, lieber später, lieber nicht... und weg, die Begegnung fühlt sich an wie ein Besuch in meine Erinnerung. Ich denke auf dem Rückweg, dass ich dich noch nie essen gesehen habe. Ich will dich nicht blockieren, obwohl ich weiß, dass du freiheitssüchtig bist. Aber du warst so anders und ich glaube nicht, dass du mich auch vermisst. Es wird schneller dunkel als vor zwanzig Tagen. Ich warte den Rest des Abends auf ein Lebenszeichen von dir und verliere mich in roten Fäden, die unsere Ausflüge beschreiben.

Du hast angefangen mir nur noch in Dosen zuzuhören. Ich frage, was war das gestern? Du bist ganz in schwarz, deine Augen sind wieder kälter als deine Hände. Ich dachte wir sind Freunde, sagst du. Alles dreht sich. Ich will schreien, dass ich dich nicht verstehe, aber du sprichst ja nicht. Du hast mich ausgesperrt. So schnell. Ich sehe kein Mitgefühl in deinem Gesicht, aber ich weiß, dass du hören kannst, wie meine Tränen auf den Asphalt krachen. Ich weine nie. Irgendwann fragst du was los ist, obwohl das illegal ist. Du, sage ich. Du, weil du mir nicht vertraust und mir sagst, was dein Problem ist. Ich sehe, dass du die Fähigkeit zu Denken verloren hast. Ich sehe, wie du Extremitäten umarmst. Das Wort Vertrauen hört sich aus deinem Mund anders an. Du atmest, du seufzt, du weißt, dass du Gefühle zeigen musst, weil du mich sonst verraten hast. Deine Fassade bricht, vorsichtig. *Wir bauen manchmal mit Worten so ein Gerüst, weißt du, eins, an dem man sich festhalten kann.* Du hast Texte gemalt und willst mir Bilder zeigen. Deine Gedanken sind in einem Fremdkörper gefangen. Und ich weiß nicht, wie ich ihn loswerden kann, du hörst auf zu reden. Wir verbrennen alles worauf wir sauer sind und Kopien von allem, was wir nicht gehen lassen können.

Es ist schon komisch, dass es hell ist und wir uns sehen. Du hast mich eingeladen mit mir eine andere Welt zu besuchen. Der Bus quietscht und übertönt meine Musik, ich frage mich welche Lieder du liebst. Du stehst an der Haltestelle zwischen Gräsern, gibst das Gefühl allein zu sein. Ich freue mich, dass ich da bin. Wir laufen über Wege, die mich das erste Mal begrüßen, aber dich schon seit Jahren kennen. Heute ist ein guter Tag, dass sehe ich an deinem Lachen und der Leichtigkeit in deinen Träumen. Wir müssen lange reden, lange denken, lange warten, bis niemand mehr da ist, der uns sagt, was wir zu tun haben. Du erzählst mir, dass du dich in die Aussicht verliebt hast. Sie wäre nur schöner ohne Zivilisationsangst. Ich glaube du hast mir meinen neuen Lieblingsplatz gezeigt. Wir finden uns ungerecht, weil wir unsere Erinnerung nicht teilen. Ich habe nichts mitgebracht außer Manuskripte, vielleicht ein paar Textbücher. Für diesen Moment sind wir jemand anders. Ich bin fast traurig, dass niemand sonst dein Lachen sehen kann. Wir haben die Zeit vergessen und den Bogen überspannt. Die Sonne geht unter und wir suchen Wege zurück in die Wirklichkeit.

Jetzt sind wir also hier. Du hast wieder Angst rauszugehen und ich bin ein Dunkelmensch geworden. Ich weiß nicht, wann wir uns das letzte Mal gesehen haben. Du bist mir manchmal mit den Augen begegnet, alles war gelöscht. Ich habe gemerkt, dass du mir dann doch nicht mehr vertrauen wolltest. Wir haben Zeit verstreichen lassen. Aber du warst letzte Woche nicht mal da und der Schauspieler hat dich vermisst. Da habe ich beschlossen, dass ich aufhören will zu warten. Du kannst dich nicht verstecken, bis die Welt aufhört sich zu drehen. Das dauert noch zu lange. Meine Zähne knirschen auf dem Kies in der Einfahrt. Ich habe deine Adresse gegoogelt, weil du mir nie gezeigt hast, wo du deine Gedanken hinbringst. Der Abend haucht mir Luft in meine angstgefüllten Lungen und spricht mir Mut zu. Ich weiß, dass du da sein wirst. In meiner Hand klappern Manuskripte und Alibi-Hausaufgaben aneinander. Alles ist auf einmal hell und ich hoffe, dass du dich dadurch besser fühlst. Ich will nicht wie ein Einbrecher wirken. Man hört die Klingel bis nach draußen. Niemand macht auf, aber aufgeben ist heute keine Option. Wir haben uns doch vertraut. Du willst mich also aussperren, frage ich in die Dunkelheit, weil ich sehen kann, wie du mich hören kannst. Die Lichter gehen aus und meine Gedanken an. Du bist heller als ich es mir vorgestellt habe. Fast nur noch ein Hauch. Ich will dich auf die Wange küssen, aber ich traue mich nicht. Ich weiß, ich hätte schon viel früher herkommen sollen. Wir setzten uns in große weiße Ohrensessel. Im Fernseher brennt ein Feuer, um uns warm zu halten. Ich frage wo deine Eltern sind. Wo du warst, die letzten Wochen. Die haben zu tun, wir haben alle zu tun, meinst du. Mit was? Mit welchem Ziel? Ich dachte wir wollen zusammen nach Freiheit suchen. Du sprichst anders mit mir als früher. Du machst jetzt nach jedem Komma Pausen, fast wie, als ob du dich ausruhen müsstest. Es ist still. Ich kann verstehen, dass du ertrunken bist, in diesem großen Haus. Hast du gedacht, du wirst mich los? Du schüttelst den Kopf. Ich sehe, wie du im Kopf Freunde buchstabierst. Ich habe dir vertraut, sage ich. Du darfst nicht einfach gehen, ohne mich. Du lächelst, fast gewissenhaft. Auch wenn du alles verloren hast, sehe ich die Überlegenheit in deinen Augen. Du darfst mich nicht verraten, flüsterst du. Nein, aber dir helfen, sage ich. Ich setze meinen Papierstapel auf den Tisch. Für dich. Und wer hat meine Rolle bekommen, fragst du, neugieriger, als du sein willst. Niemand. Niemand kann dich ersetzen. Wir brauchen dich und der Schauspieler hat gesagt er will das Stück nur mit dir. Ich weiß nicht, was du erwartet hast. Aber ich glaube, dass du bald mal wieder mit nach draußen kommst. Mutig. Ich verstehe, dass Menschen Angst vor der Dunkelheit haben.

Irgendwas ist zerbrochen und dann hat jeder gesagt, wie alleine er sich fühlt. Wir haben Wörter aus den Sätzen der Menschen geschnitten und zusammengeklebt. Das hat nicht immer geholfen. Ich habe jeden Tag Zeitschriften gesammelt und mir angeschaut, wie sich die Welt ohne mich weiterdreht. Ich habe jeden Tag ein bisschen mehr gedacht und ein bisschen weniger gelebt. Damit alles grau wurde hat es nicht viel gebraucht. Der Herbst hat sich Zeit gelassen. Alles ist vorbeigezogen und ich bin nur noch da geblieben, wo es wirklich sicher ist. Ich habe die Fremdkörper in meinem Leben gezählt. Vielleicht habe ich nicht richtig aufgepasst und irgendwann verloren, was vertraut war. Ich habe nach

Uhren gesucht, die schneller laufen, als meine, Schritte gezählt, ohne zu wissen, wann es genug ist, Regenwolken vor meine Augen gewunken, schöne Erinnerungen vertrieben, Fehler gemacht und das verlassen, was mir wichtig war, weil ich dachte, die Freiheit will sowieso nicht gefunden werden.

Einsicht ist der erste Schritt zur Besserung.

Johannes Buhrow – Akashalaka

Aus dem Herzen meines Zimmers entwachsen Blätter, die den Drang zu verspüren schienen, die gesamte Decke erkunden zu wollen. Ihr Streben nach Wachstum wurde jedoch schnell von einem Zopf gestoppt, welcher sich oval förmig um die Flora schlängelte. Um das Konstrukt herrschte ein wildes jedoch symmetrisches Treiben diffuser Äste und Bögen, welche die Freude am Neuen bereits verloren zu haben schienen und verblassend wieder zurück in Richtung ihres Ursprungs blickten. Ich beobachtete den Stuck an meiner Zimmerdecke. Warum hatte ich mich nur hierzu überreden lassen? Ich spürte, wie mein Puls gegen die Innenseite meines Rollkragens hämmerte. Mein Herz pochte, meine Hände waren unangenehm schwitzig. Ich streifte sie an der gelben Yogamatte, auf der ich lag ab, doch das half nicht. Allein die Yogamatte ließ mich stutzig werden. Warum ging ich davon aus, dass ich für mein Vorhaben eine Yogamatte brauchte? Mutmaßlich verband ich absurde Spiritualität mit Yoga. Mit dieser Ansicht würde ich mich in Berlin Kreuzberg vermutlich in ein Wespennest setzen. Es kann sich nur noch um wenige Minuten handeln. Die Zeiger meiner Armbanduhr scheinen vor irgendetwas wegzulaufen. Ich würde ihnen gerne sagen, dass sie sich entspannen sollen und das Tempo herunterfahren können, doch das Saphierglas meiner Uhr scheint jeden Hilferuf abzuwehren. Zwei Minuten noch. Ich schiele auf das Display meines Handys. Jeden Moment kann es erleuchten. Plötzlich legt sich eine Melodie, die mir bekannt vorkommt, Girlanden gleich neben mir nieder. Es musste ein echter Evergreen sein, hatte ich dieses Lied doch schon etliche Male gehört. Dann fiel es mir ein: „Clair de Lune“ von Claude Debussy. Mein Handy leuchtete und spielte Klavier. Einen Moment lang lauschte ich noch dem Mondschein, um mich anschließend aufzurappeln und den Anruf entgegenzunehmen. „Hallo mein Großer“ ertönte es aus den Lautsprechern meines Handys.

Meine Tante war am Telefon. „Okay dann gehst du jetzt mal in die Akasha-Chronik.“ Akasha-was? Mir wurde schlagartig bewusst, dass es wirklich genauso war, wie ich befürchtet hatte. Jeder normale Mensch hätte in dieser nun mal wirklich bizarren Situation die Flucht ergriffen, doch aus mir platzte bloß ein stumpfes „Aha.“ Doch ich hatte mich hierzu eingelassen und wollte es jetzt auch durchziehen. Das Abitur stand bald vor der Tür und wie viele meines Alters hatte ich noch überhaupt keinen Plan wohin für mich die Reise gehen sollte. Früher hatte ich die Frage: „Und was willst du mal machen, wenn du groß bist?“ mit einem lässigen „Ach, ich hab ja noch Zeit“ meinem zukünftigen „Ich“ in die Schuhe geschoben. Darum kann sich der Felix der Zukunft kümmern. Doch jetzt sprach mich meine Tante sogar schon mit „mein Großer“ an und die Zeit rannte mir davon. Aus chronischer Verzweiflung heraus hatte ich das Angebot meiner Tante angenommen auf esoterischem Wege zu meiner Berufung zu finden. Ich hatte wenig Kontakt zu ihr und hatte stets versucht ihren skurrilen Verschwörungstheorien elegant auszuweichen. An meinem Geburtstag hatte ich, nachdem ich eine beachtliche Menge getrunken hatte, mit ihr telefoniert und unter Druck meiner Tante, der Gesellschaft und meiner Blase diesem Rendezvous zugestimmt. „Du lässt dich da jetzt einfach mal drauf ein. Es passiert dir ja auch nichts, denn ich bin ja A dabei und B ist das auch nicht gefährlich.“, versuchte meine Tante, mir meine offenbar durch die Stimme anzuerkennende Angst, zu nehmen. Mit überzeugter Stimme begann sie einen Monolog: „Jede Seele, die auf die Welt gekommen ist, also im Körper inkarniert ist, hat eine bestimmte Lebensaufgabe. Und du hast im Prinzip alle Fähigkeiten, die du dafür brauchst, hast du schon.“ „Aha“, antworte ich. Diesmal mit einem etwas kleingläubigen Unterton. „Liegst oder sitzt du entspannt?“ „Ich bin bestens vorbereitet“, antworte ich mit einem selbstsicheren Blick auf meine Yogamatte. „Dann schließe mal die Augen.“ Nun heißt es „Augen zu und durch“, denke ich mir und begeben mich in die Finsternis. Mit Atemübungen, die ich sonst nur von YouTube Videos kenne, in denen durchtrainierte Life-Coaches einem, mit ihrem „Healthy“-Lifestyle, ein schlechtes Gewissen bescheren, sinke ich immer weiter in das tiefe Gelb meiner Matte. „Eigentlich ganz nett“, denke ich mir. Liegen mit geschlossenen Augen fand ich schon immer gut. Was zum Teufel heißt „inkarniert“ schießt es mir durch den Kopf. Doch bevor ich mir weitere Gedanken über die Begrenztheit meines Wortschatzes machen kann, soll ich mir vorstellen wie goldene

Wurzeln aus meinem Herz- und Seelenraum zu meinen Fußsohlen wachsen. Verwirrt rümpfe ich die Nase. Während sich die Wurzeln weiter im Boden verankern, öffne ich meine Augen und beobachte eine Fliege, die es sich auf meinem Fuß bequem gemacht hat. Wie gerne würde ich jetzt mit ihr tauschen und einfach hinfert fliegen ohne dass jemand Notiz davon nimmt. Doch diese Utopie verblasst schnell wieder als ich sehe wie die Fliege wahllos immer wieder ihren Körper gegen die Fensterscheibe schmeißt. Wir sind Leidensgenossen. Beide mit dem Wunsch dem Raum entfliehen zu können und nun sogar mit goldenen Wurzeln angekettet. Ich konzentriere mich wieder auf die Stimme, die aus den Lautsprechern meines Handys ertönt. Meine Tante scheint vollkommen in ihrem Element versunken zu sein. „Lass eine Lichtverbindung durch deinen Kronenchakra, das ist da wo beim Baby die Fontanelle ist, zu deiner Urlichtquelle und deinem höchstem Selbst wandern.“ Im Nu bin ich wieder bereit mit der Fliege zu tauschen. Jetzt soll ich an der Lichtschnur hinaufklettern, bis ich vor der Akasha-Chronik stehe. In meinem Kopf versuche ich meiner Kreativität freien Lauf zu lassen. Ich ziehe mich wie im Sportunterricht an einem Tau, an der Lichtschnur hinauf zur Akashalaka-Chronik oder wie das heißt. Meine Tante fährt fort: „Vor der Akasha-Chronik stehen in der Regel zwei Wächterinnen oder zwei Wächter.“. „Bist du davor?“, fragt sie mich mit einer mich verwirrenden Selbstverständlichkeit. Ich, der immer noch entzückt ist, dass selbst in der Esoterik gegendert wird, antworte nur mit einem „Aha“. Diesmal geht meine Tonlage jedoch am Ende runter, wodurch eine ein unsicheres „Ja“ suggeriert werden soll. Bei einem einfachen „Aha“ kommt es auf feinste Nuancierungen der Aussprache an. Zu mindestens in der Kommunikation scheinen wir auf einer Welle zu sein und sie antwortet mit einem begeisterten: „Sehr gut!“. „Sag ihnen einfach, ich möchte meine Berufung erfahren und dann lassen die dich rein.“ Um mich nicht vor mir und der Fliege komplett zu blamieren, folge ich den Anweisungen meiner Tante nur in meinem Phantasiegebilde und spreche es nicht laut aus. Ohne eine Bestätigung von mir zu erwarten, fährt meine Tante mit ihrer Vorstellung der Akasha-Chronik fort. Wie eine Touristenführerin lässt sie meine Fantasie vorbei an leuchtenden Magiern und goldenen Torbögen bis hin zu einem Raum mit der Beschriftung „Lebensaufgabe“ ziehen. Die Tür öffnet sich und ich trete in den Raum. In dem Raum befinden sich ein Tisch und mehrere Bücher, welche sich in einem Regal verkrochen haben und schon lange keinen Besuch mehr hatten. Auf dem Tisch liegt ein Buch. Ich soll mich an den Tisch setzen und auf einmal erklärt sie mir, dass ein Meister bei mir im Raum steht und noch mehrere Meister und Meisterinnen aufgetaucht sind. Ich überlege wozu man so viele Meister*innen braucht und merke wie meine Vorstellungskraft immer weiter an ihre Grenzen stößt. Die Meister und Meisterinnen positionieren sich alle hinter mir. Ich frage mich, was die Fliege wohl gerade macht. Hat sie schon den Weg in die Freiheit gefunden oder versucht sie immer noch die physikalischen Gesetze von Körper und Masse neu zu definieren. Doch ich kann meine Augen jetzt nicht öffnen. Ich muss meine volle Aufmerksamkeit oder sollte ich besser sagen, Versunkenheit auf diese Szenerie richten. Unter Anweisungen meiner Tante, die ebenfalls immer weiter in diese Welt zu versinken scheint, öffne ich das Buch mit der Absicht: Ich erfahre jetzt meine Berufung, meine Lebensaufgabe. Jetzt kommt der Moment, vor dem ich schon seit Tagen Angst habe. Sie fragt mich: „Was siehst du?“. Ja, was sehe ich? Ich sehe wie Licht durch meine Augenlieder scheint und sich auf meiner Netzhaut ein Bild bestehend aus gelber Farbe mit schwarzen Punkten ergibt. Da meine Tante, als selbsternannte Seelenheilerin und Medium, spürbar genauso wenig Ahnung hat wie ich, welche Bedeutung dieses Lichtbild im Bezug auf meine Berufliche Laufbahn hat, sagt sie apathisch: „Dann frag mal was das zu bedeuten hat. Zeig mir das klar, denn damit kann ich jetzt noch nicht so viel anfangen.“ Merkwürdig steigt eine Wut in mir auf. Ich fühle mich verarscht und frage mich wie es wohl den armen Seelen geht, die die, von ihr als angemessen erklärte Summe von „nur“ 1450 Euro für diese Prozedur hingelegt haben. Die Fliege hat bestimmt mittlerweile eine Fliegenfreundin gefunden und sonnt sich, mit ihrem Rüssel an einem „Sex on the Beach“ saugend, auf der Dachterrasse meiner Nachbarn. Man wäre ich gerne diese Fliege! Ohne einen Aufstand zu wagen, folge ich mit geschlossenen Augen, weiter den nicht mehr ganz so vertrauenswürdigen Worten meiner Tante. Sie leitet mich aus dem

Raum heraus und führt mich zu einem Haus. Ich soll näher an das Haus treten und beschreiben was ich sehe.

An die Fliege denkend sage ich einfach: „Glas.“ Das scheint mir aus irgendeinem Grund sinnvoll zu sein. Ich meine so gut wie jedes Haus hat Fenster und die bestehen nun mal aus Glas. Erwartungsvoll auf ein Feuerwerk der Interpretationen zu meinem Geistesblitz lausche ich gespannt dem Rauschen meines Handylautsprechers. Jedoch lotst meine Tante mich nur um das Haus herum und fragt mich erneut was ich sehe. Meine Gedanken schweiften zu unserem mit Efeu bewachsenem Hinterhof, indem ein buntes und grünes Toben von Gewächsen aller Art die Macht übernommen hat. Vermutlich residiert dort unten die Fliege in einer schmucken Blüte mit Blick zum Garten. Diese Fliege schien echt zu wissen wie ein fünf Sterne Leben auszusehen hatte. „Grün“, sagte ich. „Ich sehe grüne Pflanzen.“ „Gut.“ hallte es aus den Lautsprechern zurück. Sie schien sich Notizen zu machen. „Dann geh doch jetzt mal in das Haus“, appellierte sie an meinen imaginären Avatar. Und wieder: „Was siehst du?“ Genervt antwortete ich: „Nichts. Ich kann nichts erkennen.“ Ein langes und ruhiges „Guuut“ war die Antwort auf meinen kleinen Entgrenzungsversuch. „Dann frag doch mal das Haus was es dir sagen möchte.“, hallt es wiederkäuend durch mein Zimmer. „Ich höre nichts“, entgegnete ich. „Dann stell dir mal vor, da kommt jetzt dieser Meister, der dich in die Akasha-Chronik geführt hat, der kommt jetzt in dieses Haus und der steht jetzt vor dir. Du fragst ihn jetzt mal, ob er dir eine Botschaft zu übergeben hat, bezüglich welchen Beruf du wählen darfst. Du öffnest jetzt mal ganz weit dein Herz.“ Anstatt mein Herz zu öffnen, öffne ich meine Augen. Kurzer Blick zum Fenster. Die Fliege ist weg. Hat's wohl geschafft. Den Weg in große weite Welt. Ich erblicke ein Buch, welches sich neben anderen Büchern auf meinem Schreibtisch eingereiht hat. „Eine kurze Geschichte der Architektur“ von Susie Hodge. Architektur ist eigentlich gar nicht so schlecht denke ich mir. „Was sagt dir der Meister?“ dringt es in meine Ohren. „ARCHITEKTUR!“ schreie ich. „ARCHITEKTUR!!!“ „Das kam mir auch schon. Ja, genau das kommt äh kam mir auch Felix. Sehr gut.“, erwidert sie wie selbstverständlich.

Ich scheine es geschafft zu haben. Endlich das Glas durchbrochen. Endlich Freiheit. Jetzt nur noch raus hier. Ich schließe meine Augen wieder. „So, dann bitte mal den Meister, dass er dich wieder zurück zur Akasha-Chronik bringt“. Wie bei Menschen mit einer Nahtoderfahrung, zieht die gesamte imaginäre Welt noch einmal an mir vorbei. Hindurch durch den Raum, durch die goldenen Bögen, vorbei an den Lichtwesen. Der Meister bringt mich zurück zur Akasha-Chronik. Zurück zum Anfang. An meiner Lichtverbindung rutsche ich wie ein Feuerwehrmann herab, zurück in meinen Herz- und Seelenraum. Ich konzentriere mich wieder auf meinen Atem und erwache aus meiner Reise durch die Sphären des Irrationalen. Als Souvenir erklingt die Stimme meiner Tante im Lautsprecher: „Das mit der Architektur scheint es wirklich zu sein. Ich bekomme immer, wenn das so Bingo ist, ja dann fängt mein Oberschenkel, mein rechter an zu britzeln und wenn es noch mehr Bingo ist, dann fängt noch der linke an zusätzlich zu britzeln. Und bei mir hat auf jeden Fall der Rechte ganz, ganz stark gebritzelt als du es ausgesprochen hast.“ Na dann ist ja alles klar, denke ich mir ironisiert und sage einfach nur „Ja.“ Ich lege auf. Ich habe genug von alldem hier und muss jetzt raus. Frei sein. Fliegen.

Helene Appel - Weihnachten in der Westham Street

Hallo,

mein Name ist Anou und ich bin in London Zuhause. Wir wohnen zu dritt in einem Penthouse in der Westham Street.

Es ist der 24. Dezember, sprich Heiligabend, dazu also: MERRY CHRISTMAS!

Ich bin gerade allein Zuhause, habe aber viel zu tun, denn heute Abend kommt unsere Familie. Die Langeweile kann also noch warten. Meine Mutter ist gerade einkaufen und mein Vater holt den Tannenbaum.

Ich habe gefühlt die größte Familie der Welt, vielleicht hab ich sie ja sogar wirklich!

Meine Mutter hat zwei Schwestern, die beide verheiratet sind. Die eine hat zwei und die andere fünf Kinder. Mein Papa hat drei Geschwister. Seine zwei Brüder haben jeweils zwei Kinder und seine Schwester hatte einen Mann, mit dem sie ein Kind hat, dann war die Ehe aber futsch und sie hat einen neuen, mit dem sie vier Kinder hat. Also wir sind an Weihnachten dann mit Opa und Oma zusammen 31 Leute, wenn ich mich nicht verzählt habe.

Aber jetzt wieder zurück, ich muss gerade den Tisch decken. Wir haben weiße Teller und Silberbesteck. Da ich gerade erst beim elften Gedeck bin, habe ich noch ein bisschen was vor mir.

Irgendwann war ich dann auch mal fertig und habe Mama beim Kochen geholfen, die inzwischen wieder zurück war. Man muss dazu sagen, das ist gar nicht so einfach, denn Papas einer Bruder, seine Frau und deren Kinder sind Vegetarier, also Pflanzenesser. Oma, die Schwester meiner Mutter und deren fünf Kindern ernähren sich vegan. Von meinem Papa die Schwester hatte auch mal Lust auf was anderes und wurde zum Flexitarier. Der Rest mag gerne was „Richtiges“. Crazy Family ich weiß. Also haben wir Gans mit Rotkraut und Klößen, Quiche mit Tomaten und Spinat und irgend so etwas Grüngelbliches für die Veganer vorbereitet. Die Küche war voll mit dreckigem Geschirr und Töpfen. Als ich nach gefühlten drei Stunden dann endlich fertig mit dem Abwasch war, stand ich auch schon wieder auf einer Leiter und probierte auf ca. 2 Metern eine Tannenbaumkugel aufzuhängen. Unser Baum war ziemlich groß, bestimmt so 3 Meter. Also hing ich sie auf und dann war unser Baum auch schon geschmückt.

Er sah so schön aus...aber Moment mal, das Beste hatte ich ganz vergessen, den Stern ganz oben ...upsi!

Also noch mal auf die Leiter und strecken und der Stern saß ganz oben drauf. Generell das ganze Wohnzimmer sah wundervoll aus! Doch ich befürchte, dass der ganze Glanz nur für ca. 1,5 Stunden hält, denn dann kommt die ganze Familie und ich weiß noch vom letzten Mal, dass nach 15 Minuten schon die Hälfte der Tannenbaumkugeln kaputt war. Erstens waren das die kleinen Kinder von der Schwester meiner Mutter und mein Opa wollte Schmusi, seine Katze, auch mitnehmen. Ich sage nur so viel: „RIESEN CHAOS“.

Später kam dann meine Mom ins Zimmer und sagte, ich sollte mich noch hübsch machen. Ich fand, ich sag gut aus. Weiße Bluse und dunkelblaue Jeans. War doch alles super, bis auf, dass die Jeans ein paar viele Löcher hatte. Also dann doch umziehen. Ich hatte noch von der goldenen Hochzeit meiner Großeltern ein dunkelblaues Kleid mit Rüschen. Das gefiel mir auch gut und ich zog es an. Ich trat aus meinem Zimmer und mein Vater kam direkt auf mich zu und zog mich auf einem Stuhl. Vor ihm lagen Kamm, Bürste, Stecknadeln und eine Spange. Bei uns in der Familie war es mein Dad, der flechten

konnte. Er brauchte ca. 5 Minuten und schon hatte ich eine edle Hochsteckfrisur. Meine Mom hatte auch eine, aber meine war schöner!

Ich räumte noch schnell auf, was ich hätte vorher machen sollen, da ich mich kaum bewegen konnte, ohne, dass mir Strähnen aus der Frisur heraus fielen. Also ließ ich das Aufräumen wieder sein. Meine Mutter machte klassische Musik an, ich glaube von Mozart, oder dem anderen mit der Lockenfrisur.

Es war halb fünf und es klingelte Sturm, aber wir hatten noch so 10 Minuten, denn unser Aufzug war kaputt, so dass alle zu Fuß in den elften Stock laufen mussten. Das erste was ich hörte, war ein Miau. Schmusi, war die erste. War ja klar. Da wusste ich, dass es auch dieses Mal wieder eine Eskalation werden würde. Mit Katzen im Haus hat man immer Spaß. Der letzte der kam war mein Opa, was wir aber erst nach dem Anstoßen mit Sekt merkten, weil ein Glas übrig war. Opa war ein bisschen sauer, aber trank trotzdem ein Glas mit. Das geht bei ihm immer.

Das Essen verlief ohne große Komplikationen und dann gab es Nachtisch!!

Wieder so eine Sache: Es gab Zitronenmus für die Unkomplizierten unter uns und Tiramisu für die Vegetarier. Für die Kinder, natürlich ohne Alkohol. Für die Veganer ging das alles nicht wegen der Gelatine und der Eier, für die gab es dann halt nichts...Pech gehabt.

Nach dem Essen ging es dann endlich ans Geschenk auspacken. Ich habe so viele tolle Sachen bekommen. Das ist der Vorteil an einer Großfamilie.

Das Beste war ein I-Pilot Gutschein. Ich möchte nämlich später mal Pilotin werden. Dann kriege ich zum Abi ein Privatjet und bin weg, vielleicht in den Süden oder so. Ich bekam noch vieles mehr, die Bescherung hat voll lange gedauert. In der Zeit habe ich schon zwei große Schokonikoläuse gegessen. Ups!

Mein Cousin hat das Geschenkpapier nie aufgekrigelt, also ich meine den Sohn von dem Bruder von meinem Papa.

Anschließend haben wir uns an die Hände genommen und sind um Schneckentempo um den Baum getanzt und haben „Oh Tannenbaum“ gesungen. Oma kam nicht mit, deswegen auch Schneckentempo. Wir haben viel gelacht und getanzt, gequatscht und gespielt. Es war ein wunderschönes Weihnachtsfest.

So gegen 23:30 Uhr sind alle gegangen. Ich habe mich dann noch vor den Baum gesetzt und gezählt, 10 Tannenbaumkugeln sind nur zu Bruch gegangen! Wow, voll verbessert.

Anschließend habe ich noch „gute Nacht“ gesagt, bin in mein Bett gekrochen und habe mir kurz vor dem Einschlafen gedacht, dass ich mich schon auf das nächste Weihnachtsfest mit meiner verrückten Familie freue.

ENDE

Klara Appel - Abende in Paris

Es war 17 Uhr, als Madame Rousseau in ihr Badezimmer ging, um sich ihren Lippenstift aufzutragen. Den blutroten aus der exklusiven Boutique auf der Champs-Élysées. Als sie gerade dabei war sich ihre schmalen zarten Lippen zu bemalen, klingelte ihr Telefon. An der anderen Leitung war Monsieur Lambert, der gut aussehende Besitzer des teuren Sterne-Restaurants. Genau dort würden sie heute Abend zusammen hingehen und es sich gutgehen lassen. Monsieur Lambert sagte, er sei nun vor ihrem Haus und würde im Auto auf sie warten. Madame Rousseau warf elegant den Lippenstift in ihre Tasche, nahm zwei Spritzer ihres Parfums und verließ das Haus. Ein zarter Blütenduft mit einem Hauch von Zimt stieg Monsieur Lambert in die Nase, als Madame Rousseau in den schicken Oldtimer stieg. Es war eine gute Entscheidung gewesen, dem Treffen zuzusagen, dachte sich Madame Rousseau während der Fahrt. Monsieur Lambert war nicht nur gut aussehend, sondern offensichtlich noch reicher als erwartet. Ein guter Fang. Der Wagen stoppte, Monsieur Lambert stieg aus, ging auf die andere Seite des Wagens und öffnete Madame Rousseau die Tür. Er streckte seine Hand aus, Madame Rousseau ergriff sie und zusammen betraten sie das Restaurant. Die Tische waren schön eingedeckt, Musik lief und es war angenehm warm. Vielleicht etwas zu warm, dachte sich Madame Rousseau als sie einen Blick auf ihren Begleiter warf. Monsieur Lambert war am Schwitzen. Ein paar Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn. Wahrscheinlich hatte er nicht oft das Glück mit einer so reizenden Dame wie ihr auszugehen, dachte sie sich. Den beiden wurde ein Tisch zugewiesen, sie setzten sich und bestellten. Das Beste vom besten versteht sich. Madame Rousseau hielt sich nicht zurück, wieso auch, ihr Begleiter würde selbstverständlich zahlen. Schließlich gehört ihm das Restaurant. Als sie fertig mit ihrer Bestellung war, das teuerste vom teuersten, warf sie Monsieur Lambert ein dezentes Lächeln zu. Er war nicht der Richtige, das wusste sie, aber wenn sie daran dachte, was für ein luxuriöses Leben sie führen könnte, begannen ihre Augen zu funkeln. Die beiden unterhielten sich über verschiedene Dinge, jedoch hauptsächlich über den Alltag des jeweils anderen. Beide hatten Fragen, nur die Art der Fragen unterschied sich. Madame Rousseau interessierte sich mehr für das Materielle im Leben Lamberts. Dieser hingegen wollte wissen was sie abends sonst so mache, mit wem sie unterwegs sei, ob sie viele Leute in Paris kenne. Natürlich kannte er die meisten Antworten auf seine Fragen schon. Er wusste, dass Madame Rousseau eine außerordentliche wohlhabende Dame aus dem Süden Frankreichs war. Er wusste, dass sie viel Geld besaß. Vielleicht nicht so viel wie er es einst hatte, bis er beim Spielen sein ganzes Geld und seinen gesamten Besitz verloren hatte und nun auf einem großen Berg Schulden saß. Aber das wusste sie ja nicht. Als Madame Rousseau sagte, dass sie erst seit kurzem in Paris sei und kaum jemanden hier kenne, verstärkte sich sein Interesse. Nicht dass er ernsthaft an ihr interessiert war, nein, aber das Geld, ja, das Geld war verlockend. Mittlerweile war es dunkel geworden. Die beiden hatten fertig gegessen und wollten nun aufbrechen. Monsieur Lambert hatte gezahlt. Sie stiegen wieder in den Wagen und Monsieur Lambert brachte Madame Rousseau zu ihrem Haus. Ein sehr großes Haus. Das dachte er sich schon als er sie abholte. Als er ihr erneut die Tür öffnete und zur Verabschiedung einen Kuss auf die Wange hauchte, fragte er, ob sie sich morgen wiedersehen könnten. Madame Rousseau zweifelte zunächst, doch als sie dann an die neuen Schuhe, die sie erst gestern im Schaufenster gesehen hatte, dachte, stimmte sie zu. Nicht dass sie sich diese nicht selbst leisten könnte, nein Geld hatte sie genug. Aber warum es ausgeben, wenn sie jemanden hatte, der sie für sie bezahlen würde? Ihre Augen verengten sich zu Schlitzern, als sie an ihren letzten Verehrer dachte. Auch er war nicht der Richtige gewesen, aber Geld hatte er. Nur dass er ihr nach seinem Tod nichts vererbt hatte, das machte sie jedes Mal aufs Neue wütend, wenn sie an ihn dachte. Das war doch der Grund ihrer Liaison gewesen. Sie schüttelte kurz ihren Kopf, um den Gedanken zu vertreiben, warf Monsieur Lambert ein zuckersüßes Lächeln zu, drehte sich um, schritt ihre Treppe hinauf und verschwand hinter der großen Eingangstür. Er schaute ihr noch kurz hinterher, setzte sich dann in seinem Wagen und fuhr nach Hause. Also zu einem Freund. Sein Haus, in dem er bis vor kurzem gelebt hatte, würde

nächste Woche versteigert werden. Daher war das morgige Treffen so wichtig für ihn. Oh ja es war Ungeheuer wichtig. Um 21 Uhr am nächsten Tag stand Madame Rousseau vor ihrer Haustür. Warum sie sich so spät trafen, wusste sie nicht. Er hatte es so gewollt. Sie war ein bisschen wütend. Monsieur Lambert hatte vor fünf Minuten da sein wollen. Eine Dame lässt man nicht warten, dachte sie sich. Vor allem sie nicht. Da hörte sie einen Motor. Wurde aber auch Zeit. Als sie den Oldtimer sah, hob sich ihre Laune wieder. Ein wirklich nobles Auto. Monsieur Lambert stieg aus. Er hatte das Gleiche an wie am Vorabend. Nur die Lederhandschuhe waren neu. Wahrscheinlich um das Lenkrad sauber zu halten? Eine weise Entscheidung, dachte sich Madame Rousseau. Anders als am Abend zuvor öffnete Monsieur Lambert jedoch nicht die Beifahrertür seines Wagens, sondern schritt zu Madame Rousseau die Treppen hinauf. Er fragte sie, ob sie nochmal kurz hereingehen wollen. Verwundert blickte Madame Rousseau ihn an, doch als Monsieur Lambert auf eine Flasche Rosé zeigte, die er in seiner Hand hielt, eine teure Flasche, stimmte sie zu. Wer könnte schon einem so feinen Schluck wieder stehen? Madame Rousseau bat ihn hinein. Von innen war das Haus noch prächtiger als von außen, dachte sich Monsieur Lambert. Oh ja, es war eine gute Entscheidung gewesen heute hier herzukommen. Und die Kosten die für die Treffen bereits aufgekomen waren, die Miete, für das Auto, das Essen, den Rosé, ja die würde er schon bald decken können. Madame Rousseau hatte zwei Gläser geholt. Monsieur Lambert hatte vorgeschlagen, er schenke den Rosé ein und in der Zeit könne sich Madame Rousseau frisch machen. Im Badezimmer zog Madame Rousseau ihren Lippenstift nach. Dieses blutige Rot gefiel ihr außerordentlich gut. Beim Herausgehen dachte sie sich, dass es doch schade sei, dass sie Monsieur Lambert so ausnutze, aber was sollte sie denn anders machen? So war sie nun mal. Als sie zurück im Wohnzimmer war blieb sie verwundert stehen. Die Gläser standen noch genau so da, wie als sie gegangen war. Und wo war Monsieur Lambert? Plötzlich spürte sie etwas an ihrem Kopf. Es war klein, rund und kalt. Ein Rohr? Sie drehte sich langsam um und schreckte zusammen. Hinter ihr, beziehungsweise jetzt unmittelbar vor ihr, stand Monsieur Lambert mit einer Pistole in der Hand. Sein Gesicht war dunkel und seine Augen funkelten. Jedoch nicht so wie beim ersten Zusammentreffen. Nein, dieses funkeln war anders. Mit der einen Hand zog Monsieur Lambert langsam ein Papier aus seiner Manteltasche. Mit der anderen Hand hielt er die Pistole auf Madame Rousseaus Kopf gerichtet. Er gab ihr das Blatt und sie begann zu lesen. Nach wenigen Sekunden bemerkte sie, dass es sich um ihr Testament handelte. Sie blickte Monsieur Lambert fragend und ängstlich zugleich an. Der sonst so selbstbewusste und selbstsichere Glanz war aus ihrem Gesicht verschwunden. „Ändern“, sagte Monsieur Lambert kalt. „Ich will als Erbe eingetragen werden. Alleinerbe.“ Zitternd blickte Madame Rousseau auf das Blatt. Warum wollte er als Erbe eingetragen werden? Ängstlich nahm sie einen Stift in die Hand und tat wie ihr geheißen. Dann blickte sie zu Monsieur Lambert auf. Sie konnte seinen Blick nicht deuten. Das Einzige, was ihr durch den Kopf ging, war die rätselhafte Frage, was es mit der Änderung ihres Testaments auf sich hatte und warum er sie mit einer Pistole bedrohte. Er wollte ihr Geld, das wurde ihr nun zunehmend klar. Aber warum? Er war doch so wohlhabend. Innerlich versuchte sie das Rätsel zu lösen. Was hatte er davon als ihr Erbe eingetragen zu sein? Da fiel ihr die Pistole wieder ein und sie riss erschrocken ihre Augen auf. Sie wollte etwas sagen, doch alles, was man nun noch von ihr hören konnte, war ein dumpfer Aufprall.

Cara Chmiela - Eine Geschichte, die noch geschrieben werden muss

"Liebes Tagebuch,

Wenn ich eines Tages einen Wunsch frei hätte, würde ich mir definitiv das Glücklichein wünschen. Es ist nicht so, dass ich unglücklich bin, aber da ist nicht dieses Gefühle der Freiheit, sondern eher das des Alleinseins, des Zurückgelassenwerdens. Ein Gefühl, dass mich verrückt werden lässt. Als wäre dort draußen keiner, der mich will, der mir helfen kann. Ich würde zu gerne einfach verschwinden, irgendwo hin, egal wo hin, es würde wahrscheinlich noch nicht mal jemanden interessieren. Vielleicht ist es einfacher, zu verschwinden, meine ich, vielleicht werde ich das auch tun. Ich meine, was hält mich noch hier? Meine Mutter? Mein Vater? Ich glaube, sie wären glücklich, wenn auch ich endlich mein Glück, meine Freiheit, finden würde. Ich würde sie zwar schrecklich vermissen, aber es muss ja nicht für immer sein. Vielleicht reicht ein Jahr. Ein Jahr Auszeit von allem. Dorthin, wo mich keiner kennt. Außerdem können sie mich ja auch besuchen. Meine Freunde? Sie kommen auch ohne mich aus. Ich glaube, ohne mich sind sie im Moment sowieso besser dran. Ich klebe zu sehr an ihnen, habe Angst sie zu verlieren und bemerke nicht, dass das der Grund ist, warum sie gehen. Jahrelange Freundschaften sollten vielleicht alles überstehen können, aber am Ende brechen sie sowieso. Egal was man tut, es ist immer zu wenig oder eben zu viel. Sie also halten mich eher nicht hier. Mein Bruder? Wir verstehen uns im Moment wirklich gut und ich glaube, er würde es auch ein bisschen verstehen. Schule? Nein, die hält mich ganz sicher nicht hier. Diese ganzen Arbeiten, der Stress. Ich kann sie aber auch nicht einfach für ein Jahr ausfallen lassen, dann müsste ich die 10. Klasse ja wiederholen. Und das wäre nicht gut für meine Zukunfts Pläne. Für die ist das Abitur ein muss. Also muss ich ein Auslandsjahr machen. Am besten in der USA. Dorthin wollte ich schon immer. Einfach all diese Highschool Filme, die in LA, Kalifornien, New York spielen. Vor Allem Hollywood würd ich gern mal sehen, aus "Kissingbooth". Okay, Los Angeles. Für ein Jahr, so viel Zeit muss ich mir nehmen. Also gut, warum nicht?

Zwei Monate später saß ich in meinem Flieger in die USA. Vielleicht war es ein bisschen voreilig, aber nachdem ich die 9. Klasse gerade so geschafft hatte, musste ich einfach weg von allem. Als ich wenige Stunden später aus dem Flieger stieg, begrüßte mich meine Pflegefamilie. Sie war herzlich und ich fühlte mich ein bisschen zu Hause. Wir fuhren die Straßen entlang. Die Palmen, die an mir vorbei rauschten. Das Meer, das glasklar war. Die grelle Sonne, die gnadenlos auf uns herab schien. Es war, als wäre all das ein Traum und doch wusste ich, dass es Realität war. Denn das erste Mal in meinem Leben nahm ich meine Umgebung wirklich wahr. Hörte das Meer. Spürte den Fahrtwind des Cabrios in meinen Haaren. Und das erste Mal fühlte ich mich gut. Ich spürte das Lächeln, das sich auf meinem Gesicht bildete. Ein Lächeln, das echt war. Und ich wusste, dass es die richtige Entscheidung gewesen war, hierher zu kommen.

Nachdem mir mein Zimmer gezeigt wurde, packte ich erstmal aus und richtete mich ein. Meine Pflegefamilie hatte ein hübsches Haus, was schon ein bisschen an eine Villa erinnerte, direkt am Strand. Nachmittags kam der Sohn meiner Pflegefamilie rein und fragte, ob er mir die Umgebung zeigen sollte. Nett und gutaussehend, dachte ich und bejahte. Wir gingen am Strand entlang, fuhren mit dem Fahrrad die Straßen entlang zum Hollywood Schild. Liefen den Berg hinauf zum bekanntestem Wahrzeichen und setzten uns direkt davor. Schauten wie die Stadt von oben aussah und betrachteten den Sonnenuntergang. Es war alles perfekt. Wie in einem Film oder Buch. Ich stand auf, breitete meine Arme aus, schloss die Augen und schrie, jubelte, jauchzte, lachte und fühlte mich endlich angekommen. Und deshalb setzte ich alles auf eine Karte. Ich schlang meine Arme um ihn. Der Kuss machte den Moment nur noch besser. Ich hatte meine Heimat gefunden und meinen Traumtypen. Und ich wusste, ich würde länger hier sein als ein Jahr. Denn das war mein Zuhause, mein Glück, meine Geschichte."

Ich seufze. Wäre das Leben doch nur wirklich so einfach. Ich schließe meinen Laptop, stehe auf, gehe aus meinem Zimmer und lasse meine Traumgeschichte zurück. Irgendwann werde ich mein Glück finden, aber diese Geschichte muss erst noch geschrieben werden.

Clara Gerbaulet - Schwestern

In meinem Leben habe ich schon oft nach einem Grund gefragt. Warum muss ich diese Suppe essen? Warum muss ich jetzt schon ins Bett? Warum können wir nicht noch bleiben? Aber keine dieser Fragen ist annähernd so schwer wie die, die ich mir seit jenem Tag immer wieder stelle. Warum sie? Warum so jung? Warum wir? Warum nicht jemand anders?

Es war ein Montag, an dem alles anders wurde. Zurückblickend würde ich sagen, es war der Tag, der mich lehrte, auch alleine klarzukommen. Es war der Tag, an dem meine Schwester beinahe starb. Sie war elf, ich neun. Und im Grunde genommen war dieser Tag zuerst auch wie jeder andere. Morgens aufstehen, sich fertig machen und in die Schule gehen. An das, was ich nach der Schule gemacht habe, kann ich mich nicht wirklich erinnern. Nur noch daran, wie meine Schwester und ich am frühen Abend im meinem Zimmer spielten. Wie mir dieser Tag wie jeder andere vorkam und wie enttäuscht ich war, als ich die Harry Potter CD auf Pause drücken musste, weil meine Schwester mit schlimmen Kopfschmerzen unsere Mutter suchen ging.

Ab jetzt erinnere ich mich ziemlich genau. Daran wie schockierend und grausam es war. Ich habe meine Mama noch nie so verzweifelt den Namen meiner Schwester rufen hören. Ich war noch nie so angsterfüllt, so gefangen zwischen meinen Gedanken. Ich hatte noch nie mit meinem Vater telefonieren und ihm sagen müssen, dass die Sanitäter da wären. Dass sie schon bald auf dem schnellsten Weg mit meiner Schwester ins Krankenhaus führen. In diesen dunkelsten Minuten meines Lebens habe ich mir selbst die Schuld für das gegeben, was meiner Schwester passierte. Dass sie über meine Sachen gestolpert war und sich schwer verletzt hatte. Obwohl ich da noch nicht einmal wusste, wie ernst die Lage gewesen war und was genau ihr überhaupt passiert war. Dann waren meine Mutter und meine Schwester in dem Krankenwagen verschwunden, während ich eine Tasche mit Kleidung und Schulsachen gepackt habe und mit der Mutter einer Freundin auf dem Weg zu ihnen nach Hause war. An diesem Abend würde ich nicht mehr nach Hause kommen.

Auf dem Sofa meiner Freundin habe ich dann das erste Mal geweint. Und zwar so richtig. Vorher war der Schock zu groß und die allgemeine Situation zu hektisch, als dass ich wirklich hätte realisieren können, was los war. Erst auf diesem Sofa wurde mir bewusst, dass meine Schwester ins Krankenhaus musste und ich nicht wusste, wann und ob ich sie wiedersehen würde. Fast einen ganzen Tag lang hatte ich keine Ahnung.

Fast einen ganzen Tag habe ich mir die Schuld dafür gegeben, was ihr passiert war. Fast einen Tag lang hatte ich Zeit, mir alle möglichen Dinge auszumalen. Am Dienstagabend kamen dann endlich meine Eltern zu mir. Ich glaube, älter als zu diesem Zeitpunkt haben sie noch nie ausgesehen. Beiden war die Müdigkeit ins Gesicht geschrieben und noch etwas anderes. Keine pure Trauer oder Hilflosigkeit, vielleicht irgendwas dazwischen. Auf jeden Fall erzählten sie mir das, was die Ärzte auch ihnen erklärt hatten. Dass meine Schwester im Koma auf der Intensivstation läge. Dass sie künstlich beatmet und ernährt würde. Und dass es nicht klar sei, wann sie wieder aufwachen würde. Dass die Ursache ihres Krankenhausaufenthaltes angeboren war, nicht von mir verursacht. Spätestens da habe ich auf Durchzug gestellt.

„Ich bin nicht Schuld. Nicht Schuld. Nicht *Schuld* - Meine Schwester war am Leben. Sie hatte um ihr Leben gekämpft und gewonnen. Sie hatte den Tod besiegt.

Mittwoch und Donnerstag vergingen, ich schlief immer noch bei meiner Freundin. Meine Eltern waren schon früh im Krankenhaus und kamen zu spät zurück, als dass ich hätte zu Hause schlafen können.

Der Freitag kam und mit ihm der Tag, an dem ich meine Schwester das erste Mal wiedersehen würde. Meine Mutter holte mich nach der vierten Stunde ab, weshalb wir noch einmal in den Klassenraum mussten, um meine Schulsachen zu holen. So kam es, dass wir im Schulgebäude die alte Klassenlehrerin meiner Schwester trafen. Und ich erzähle das, weil ich meine Mutter, bis zu diesem Zeitpunkt, noch nie weinen gesehen habe. Und jetzt stand sie neben mir und erzählte völlig aufgelöst, unter Tränen, dieser Lehrerin, was vorgefallen war. In diesem Moment wirkte sie gar nicht mehr stark, sondern auch nur wie eine Frau, deren Kind im Krankenhaus um sein Leben kämpft.

Als wir dann keine halbe Stunde später dort ankamen, stand nicht einmal fest, ob ich meine Schwester überhaupt besuchen durfte. Ich hatte eine Erkältung und wegen der Ansteckungsgefahr wird man normalerweise nicht auf die Kinderintensivstation gelassen. Vor dem Besuch wollte der Chirurg, der meine Schwester operiert und ihr in gewisser Weise das Leben gerettet hat, aber mich so oder so sprechen. Mir erklären, wie es dazu kam, dass sie beinahe starb.

Ich glaube an Gott und vor allem daran, dass er meine Schwester gerettet hat. Aber ich zweifle, warum sie dann den Auslöser dieses Schicksals seit ihrer Geburt in sich trug. Warum er ausgerechnet sie, mit so einem Schicksal bedacht hat. Als ich da auf dem Stuhl vor dem Arzt saß und mir die Dinge anhörte, die er mir zu erklären versuchte, wünschte ich mir eigentlich nur meine Schwester wiederzusehen. Erst da kam mir in den Sinn, wie unklar es war, wie meine, unsere Zukunft jetzt aussehen würde. Früher hatte ich eine klare Vorstellung, doch nun? Diese Frage konnte mir nie irgendjemand so richtig beantworten. Nicht, was sie wieder alles können würde, nicht was wir wieder alles erleben würden.

Heute habe ich Bilder von diesem Freitag, der mir damals den Umständen entsprechend normal vorkam. Wenn ich damals in den Spiegel gesehen habe, sah ich für mich normal aus. Doch heute sieht mir auf einem Foto ein verlorenes, erschöpftes Mädchen entgegen.

Am Ende durfte ich dann doch zu meiner Schwester. Allerdings nur mit Mundschutz. Sie hatte ein Einzelzimmer auf der Intensivstation. Als ich die Tür öffnete, lag sie da direkt. An tausend Schläuche angeschlossen, die in ihren Körper rein und wieder raus gingen. Neben zahlreichen Maschinen, die abwechselnd piepten und leuchteten. Sie sah aus als würde sie schlafen. So friedlich, aber auch so unendlich weit entfernt von einem. Bei dem Besuch habe ich für sie gesungen. Ich stand neben ihr, habe mit der einen Hand ihre und mit der anderen das Liedhaft gehalten und habe ihr vorgesungen. Menschen, die sich im Koma befinden, können immer noch teilweise mitbekommen, was in der echten Welt vor sich geht. Und ich wollte, wo immer sie sich in dieser Sekunde befand, dass sie spürte, dass ich bei ihr war und ihre Hand hielt — ich wollte, dass sie zurückkommt. Dass ich, so egoistisch wie es auch war, meine Schwester zurückwollte. Frei von diesen Maschinen und Schläuchen. Und der Druck, der von meiner Hand ausging, wurde erwidert.

Die Zukunft ist mysteriös. Vielleicht fast angsteinflößend. Doch in dieser Sekunde wusste ich, egal was die Zukunft bereithalten würde, ich würde mich allem stellen. Denn ich hatte meine Schwester nicht verloren, ich hatte sie zurück. Und das ist alles, was zählt.

Leo Lenzner - Zurück zur Natur. Ein Essay

22. Juli 2021

Florentin kann mal wieder nicht schlafen. Um sich zu entspannen, sucht er auf Spotify schnell nach den Schlagworten „Geräusche zum Runterkommen“, „Wald“ und „Regen“. Er wird überschwemmt von einer beinahe endlosen Anzahl von den verschiedensten Playlists. Alle versprechen sie für schnellen Schlaf zu sorgen, ob mit sanften Lofi-Beats unterlegt mit Vogelgezwitscher oder mit Aufnahmen von leisen Regentropfen, die ihren Weg zum Boden gefunden haben. Florentin entscheidet sich für die Playlist „Rain Sounds“, steckt seine Kopfhörer in die Ohren und bemerkt dabei garnicht, wie es auf seinem Dachfenster, unter dem er so gerne schläft, leicht anfängt zu prasseln.

Als er am nächsten Morgen aufwacht, das Fenster über seinem Bett öffnet und einen tiefen Zug CO₂ belastete Luft nimmt, bemerkt er einige Pfützen auf der Straße unter ihm, auf der gerade ein Lieferant, der seinen Lastwagen ungeschickt an den Fahrbahnrand abgestellt hat, mit einem angehaltenen Radfahrer streitet. Florentin kann den Radfahrer verstehen. Er ist auch immer genervt, wenn diese großen blechernen Ungetüme ihm den Weg versperren und will fast anfangen sich schon wieder aufzuregen, als er dann plötzlich an die Einschlafplaylist von letzter Nacht denken muss. Er wundert sich über die seltsam erfrischende Feuchtigkeit, die in der Luft liegt und muss an die Regentropfen denken, denen scheinbar der Weg nie versperrt ist. Auf einmal kommt eine Kindheitserinnerung zurück, die ihn in die Zeit wirft, als er noch mit seinem Freund Risco nachts bei seinen Eltern im Garten übernachtet hat. Damals wollten die beiden trotz eines heftigen Regenschauers um keinen Preis drinnen im Haus schlafen.

Florentin muss grinsen, wird aber sofort wieder in seine kleine Zwei-Zimmer-Dachgeschosswohnung zurückgerissen. Da beschließt er etwas zu ändern.

Mit diesem Drang, zurück zur Natur zu kommen, ist Florentin nicht allein. In einer Welt, in der ökonomisches Wachstum wichtiger ist als ökologisches, versuchen die Menschen sich wieder von der konsumorientierten Gesellschaft los zu kämpfen. Doch diese Idee ist kein neuartiger Trend: Schon im 18. Jahrhundert fordert Jean-Jaques-Rousseau „ein Zurückgehen von der gesellschaftlichen Entfremdung hin zur Natur des Menschen“. Kein Wunder also, dass zwei Jahrhunderte später, in einer Zeit von sich ausbreitendem Optimierungswahn, die Leute um so mehr den Eskapismus hochhalten und dabei beinahe den Wunsch nach einer Romantisierung der Welt äußern, so wie es Novalis einst forderte.

Doch wie man es schafft sich in die Natur zu flüchten ist nicht klar definiert. Es gibt wahrscheinlich so viele Wege, wie Wassertropfen bei einem Regenschauer auf den Boden fallen.

Zoe Löhmann - Fünf Fische

Fünf Fische schwammen in einem Aquarium. Fünf Goldfische. Auf einmal bewegte sich das Wasser, die Fische schwammen aufgeregt umher und man sah etwas dunkles, verschwommenes auf die Fische zukommen. Ein Netz. Es war ein schwarzes Netz, das langsam und unaufhaltsam immer näher kam. Die Fische versuchten, davor zu fliehen, aber, ehe sie sich versahen, war einer von ihnen weg. Das Wasser entspannte sich und die Fische wurden ruhiger. Vier Fische schwammen in einem Aquarium. Vier Goldfische.

Blut. Überall war Blut. Auf ihrer Hose, auf dem Boden, an ihren Händen, überall war Blut. Wie kam es dort hin? Was war geschehen? Und wer lag da auf dem Boden? Von wem stammte das Blut? Von ihr? Nein, ihr ging es gut. Ging es doch, oder? Sie presste ihre Hände an ihren Kopf. Schon wieder diese rasenden Kopfschmerzen. Die Person am Boden. Sie atmete. Gut. War das gut? Die Person am Boden schaute sie an, still, voller Blut, aber still. Sie riss erschrocken den Mund auf Oh Gott! Es war X!

Sie saß in einem Cafe und hatte sich gerade ein Stück Kuchen bestellt. Die Sonne schien, es wehte ein leichter Wind und Kinder lachten. Ein Junge mit blondem Haar schaute sie an. Sie lächelte. Ihr Kopf tat unglaublich weh. Schmerzverzerrt schloss sie die Augen. Da war X. Genau vor ihr. Er hastete einen dunklen Gang entlang. Sie schrie, aber er blieb nicht stehen. Idiot. Warum begriff er nicht, dass sie dringend mit ihm reden musste? Würde er doch nur stehenbleiben! Wo war sie eigentlich? Was wollte sie hier? X war verschwunden. Weg, nicht mehr da.

„Hör mir zu! Es ist wichtig! Man versucht, dich zu manipulieren! Hörst du mir überhaupt zu?“ „Was? Ja, ich, mein Kopf.“ Überall waren Stimmen, darunter die von X, aber sie hörte ihn nicht. Alles drehte sich. Da war der Junge. Der, aus dem Cafe. Was wollte er hier? Wo war X? Sie saß in der Schule. Mathe. Warum war sie hier? Hinter ihr kaute ein Mädchen mit braunen Zöpfen Kaugummi. Warum war sie so laut? Sie schaute nach vorn an die Tafel. Was war das? Sie massierte ihre Schläfen. Schon wieder diese Migräne.

Da war X. Genau vor ihr. Endlich. Sie hatte ihn eingeholt. Er drehte sich um und lief auf sie zu. Sie blickte ihn wütend an, aber er war starr. Er wirkte leblos, aber er lebte. Er atmete. Das war schlecht. Sie wusste nicht warum, aber es war schlecht. Blut. Überall war Blut.

Fünf Fische schwammen in einem Aquarium. Fünf Goldfische.

Ann Sophie Michel - Vom Leuchten des Werdens

Das Quietschen des Tores durchdrang die friedliche fast schon unheimliche Stille des Friedhofs. Mit langsamen Schritten bewegte ich mich auf eine Bank zu, die unter einem Baum stand, dessen Blätter in leuchtendem Orange erstrahlten. Unter meinen Füßen raschelte das Laub und ich atmete den erdigen Duft des Herbsts ein. Zu dieser Zeit im Jahr waberte dichter Nebel um die steinernen Gräber und die feinen Tröpfchen tanzten in der Luft wie spielende Kinder. Die Sonne hatte sich hinter einer Wolkendecke verzogen und schickte nur ab und zu mal einen müden Lichtstrahl Richtung Erde. Dann verwandelte sich das braune und matte Laub in intensive Orange- und Rottöne, welche bei genauem Hinsehen fast schon golden wirkten. Ich ließ mich auf die Bank nieder und spürte die kühle, nasse Sitzfläche unter mir. Meine Finger glitten über das feuchte Moos, welches das modrige Holz erobert hatte, und ich spürte wie meine Fingerkuppen benetzt wurden. Die feinen Härchen streiften zärtlich meine Hand. Ich bin gerne auf dem Friedhof. Während andere diesen Ort als erdrückend empfinden und meist möglichst schnell wieder gehen wollen, nachdem sie ihren Liebsten ein kurzes Hallo ins Jenseits zugerufen haben, kann ich hier atmen. Die Stille empfängt und umhüllt mich liebevoll. Ich verbringe viel Zeit damit zwischen den Gräbern hindurchzulaufen und mir die Inschriften durchzulesen. Dabei überlege ich mir oft, wie die Menschen gelebt haben. Was waren ihre Wünsche und Träume? Waren sie glücklich? Hatten sie Angst vor dem Tod? Ich denke viel über den Tod nach. Er erwartet uns alle, egal wie sehr wir versuchen vor dem Gedanken des Sterbens wegzulaufen. Meistens wird man dabei schneller eingeholt als einem lieb ist. Ich persönlich habe keine Angst vor dem Tod. Vielleicht mag ich es deshalb auch so sehr auf dem Friedhof.

„Entschuldigung, ist neben dir auf der Bank noch ein Platz frei?“, ertönte auf einmal eine freundliche Stimme. Ich schaute mich um und erblickte neben mir eine ältere Dame. Sie trug einen langen braunen Mantel und warme Stiefel. Ein bunt gestrickter Schal wickelte sich um ihren Hals. Ihr Gesicht war von unzähligen Falten durchzogen, aber die Augen blitzten wach und munter hinter dem dünnen Wimpernkranz hervor. Ich nickte ihr zu und richtete meinen Blick wieder nach vorne, unsicher was ich tun sollte. Mit einem lauten Seufzer ließ sie sich auf der Bank nieder und ich merkte, wie das Holz leicht unter mir nachgab. Meine Finger knetend, rutschte ich mit dem Hosenboden hin und her. Das mache ich immer wenn ich nervös bin. Aus dem Augenwinkel beobachtete ich, wie sie eine Thermoskanne aus ihrer Stofftasche holte und den Deckel aufschraubte. Der herbe Duft nach Kräutertee drang in meine Nase. Ich schloss die Augen und atmete ein.

„Möchtest du auch einen Tee?“, fragte die Dame wieder. Als ich die Augen öffnete, befand sich vor meiner Nase ein Becher, aus dem heiße Schwaden aufstiegen. Ich nickte ihr dankbar zu und nahm das warme Gefäß zwischen meine Hände. Den Becher dicht vor mein Gesicht haltend, ließ ich den feuchten Duft in meine Nase steigen und meine Lunge von innen wärmen. Dort, wo der Dampf mein Gesicht streifte, bildeten sich kleine Tröpfchen, welche an meiner Wange hinabliefen. Ich schloss die Augen und nahm vorsichtig einen kleinen Schluck. Die heiße Flüssigkeit zerfloss über meiner Zunge und ich schmeckte das süße Aroma. Ich schluckte und merkte wohligh, wie sie mir warm hinunterlief.

„Danke.“, sagte ich, als ich die Augen wieder öffnete. Als Antwort lächelte mir die Dame zu. Dabei bildeten sich um ihre Augen tausend kleine Fältchen. Es sah hübsch aus. Sie hatte in ihrem Leben bestimmt viel gelacht.

„Wie heißt du denn mein Kind?“, sie schaute mich freundlich an und ihre Mundwinkel zogen sich lachend nach oben. Ein positiver Mensch.

„Alea.“ Ich lächelte sie auch zögerlich an und die Mundwinkel zogen sich noch ein bisschen weiter nach oben.

„Ich heiße Maria.“

„Ein schöner Name“ Maria blickte nach vorn und ich tat es ihr gleich.

„Und um wen trauerst du?“, fragte sie plötzlich in die Stille hinein.

„Niemanden.“ Ihr Kopf drehte sich zu mir und ich blickte zu Boden. Maria sah wieder nach vorne und ich nahm einen weiteren Schluck, während ich in den Boden meines Bechers starrte.

„Mein Mann und mein Sohn“, fing sie an, „sind vor 20 Jahren bei einem Motorradunfall ums Leben gekommen.“ Ich blickte auf. „An meinem 50. Geburtstag waren wir zum Essen verabredet und sie wollten schon einmal vorfahren. Als ich mit dem Auto nachkam, sah ich den Unfall.“ Sie starrte nach vorne aber ihr Blick ging ins Leere. So, als ob sich die Szene vor ihrem inneren Auge noch einmal abspielen würde. Eine Weile sagte niemand etwas. Dann wurde ihr Blick plötzlich klarer und sie schaute über sich in die Baumkrone.

„Lange habe ich getrauert.“, erzählte sie, während sie die sich im Herbstwind wiegenden Äste betrachtete. „Worin war denn noch der Sinn im Leben? Was für schöne Dinge sollte ich denn noch sehen, wenn die einzigen die ich hatte, mir genommen wurden?“ Ich nahm einen weiteren Schluck des inzwischen lauwarmen Tees und sie machte weiter. „Den ganzen Tag lag ich in meinem Bett und weinte. Ich wollte, dass dieser ewige, elendige Schmerz aufhört. Einfach Ruhe. Doch dann eines Nachts, erschien mir mein Johannes im Traum.“, sagte sie und wandte mir ihren Blick zu.

Ich schaute sie an und sah den unendlichen Schmerz in ihren Augen. Mein Herz zog sich zusammen und ich schluckte. „Er fragte mich, wieso ich den ganzen Tag weinen würde und nichts Erleben täte. Da habe ich ihn gefragt, was ich denn noch erleben sollte. Sie waren meine Welt gewesen. Eine andere brauchte und wollte ich gar nicht erkunden.

Da sagte er zu mir `Die Welt ist wunderschön, aber manchmal vergessen wir die Augen dafür zu öffnen. Öffne dich und sieh. `“ Ich ließ ihre Worte auf mich einwirken und dachte nach. Maria fuhr fort: „Ja und ich öffnete mein Herz und sah die Welt um mich herum. Wie sie in all ihren Farben erstrahlte.“ Sie lehnte den Kopf wieder zurück und betrachtete die verschiedenen Farben der Herbstblätter am Baum. „Ich machte eine Weltreise. Ich erkundete die ganze Welt und genoss mein Leben in vollen Zügen. Besonders viel gelernt habe ich bei den Buddhisten im Tibet. Ihre Lebensweise ist beeindruckend und wunderschön zugleich. Ich glaube an die Reinkarnation, weißt du?“

Ein gelbes Blatt löste sich vom Ast und schwebte herab auf den Grund. Abrupt richtete Maria sich wieder auf und schaute mich an. „Sag mal gehst du noch zu Schule?“ Ich nickte. Schweigend richteten wir wieder unseren Blick auf das Grab vor uns und dachten nach. Tranken unseren Tee.

Am nächsten Tag ging ich wieder zum Friedhof und setzte mich auf die Bank. Sie war noch nass, weil es in der Nacht geregnet hatte und ich wischte mit meinem Jackenärmel über die Tropfen. Ein Eichhörnchen rannte vor mir über den Weg und hinauf in einen Baum. Da hörte ich das Quietschen des Tores und wandte meinen Blick ab. Maria kam mit kräftigen Schritten den geschotterten Weg zu mir hinauf. Dabei raschelte es unter ihren Füßen. Ich lächelte als sie sich zu mir setzte und atmete ihren Duft ein. Sie roch nach Lavendel.

„Na, wie geht es uns denn heute?“ „Gut.“ Ich freute mich sie zu sehen.

„Sehr schön.“ Zufrieden kramte sie in ihrem Stoffbeutel und zog eine Schachtel Zahnstocher heraus. Ich hob verwundert meine Augenbrauen. Aber sie bückte sich und hob eine auf dem Boden liegende Kastanie auf. Dann nahm sie sich einen Zahnstocher und steckte ihn in die Kastanie rein. „Möchtest du auch?“ Sie hielt mir die offene Schachtel hin und ich griff zögernd zu. Wir bückten uns zusammen, um unter der Bank nach weiteren Kastanien zu suchen. Ich ergriff eine und fühlte ihre kühle Oberfläche an meiner Handinnenseite. Mein Daumen strich über den hellen Kreis in der Mitte und

ich nahm die verschiedenen Rillen wahr. Vorsichtig schob ich das Stück Holz in die braune Frucht und war erstaunt, wie leicht es eindrang. Maria nahm eine weitere Kastanie und ich machte es ihr nach. Nach ein paar Minuten hielten wir ein Kastanientier in unseren Händen. Ich lächelte und auch Marias Augen blickten mich lachend an. Eine leichte Brise wehte um meine Nase und spielte mit den kleinen Härchen auf meinem Gesicht, während ich weiterbastelte. Plötzlich hob ich den Kopf und schaute auf Maria, dessen Hände flink und geschickt einen Zahnstocher nach dem nächsten in eine Kastanie bohrten.

„Bist du glücklich?“ Ihre Hände hielten inne. Sie blickte auf und sah mich direkt an. „Ja.“, sagte sie. Ich sah ihr für einen Moment in die Augen und richtete meinen Blick wieder auf meine Arbeit. Da legte sie ihre Kastanie ab und atmete durch.

„Das Glück liegt in uns nicht in den Dingen. Aber du musst loslassen. Wenn du loslässt, dann schaffst du Raum für andere Dinge. Glück, Liebe, Lebensfreude...“ Ich blickte lange auf meine Hände, bis ich schließlich den Blick hob. „Und wie hast du losgelassen? Von der Trauer meine ich.“

„Wer nicht loslässt, droht mit dem unterzugehen, was er festhält. Und genauso war es. Ich ging unter. Ich war am Ertrinken. Die Trauer und der ganze Schmerz nahmen mir die Luft zum Atmen und das Licht in mir wurde schwächer und schwächer. Ich musste loslassen. Mir Freiraum geben. Und glaub mir, das Schlimmste ist, wenn man etwas loslassen muss und trotzdem die Hoffnung hat, es irgendwie festhalten zu können. Ich dachte, ich hätte meine Lieben für immer verloren. Doch dann merkte ich, dass überall wo sie waren, gelacht und gelebt hatten, sie etwas verändert haben. Etwas von sich zurückgelassen haben. Sie sind noch da und sie leben weiter. Alles was geboren ist stirbt wieder. Alles was gestorben ist lebt wieder. Und ich wollte noch nicht sterben. Ich wollte frei sein. Frei von dieser ganzen Trauer, die mich runterzog. Der Wunsch nach Freiheit lässt unsere Herzen fliegen und wer fliegen will, muss das loslassen, was ihn am Boden hält.“

Ich blickte sie mit großen Augen an und dachte nach. Da brach es aus mir heraus. „Mein Bruder Linus starb vor einem Jahr.“ Maria drehte ihren Kopf zu mir und ihre warmen braunen Augen drangen tief in meine Seele ein. Sie sprachen mir Mut zu. „Er hat immer gesagt `Sei nett zu deinem Gegenüber. Du weißt nie, was in einem Menschen vorgeht. `“ Ich seufzte. „Wir haben alles zusammen gemacht. Wir sind zusammen auf eine Schule gegangen. Schule hat noch Spaß gemacht.“ Ich blickte vor mir über das Grab hinaus in die Ferne.

„Ich wollte Ärztin werden, weißt du Maria. Ich wollte Menschen helfen, genauso wie mein Bruder.“ Eine Träne lief meine Wange hinab und tropfte auf meinen Ärmel. Ihr folgten weitere und allesamt fielen sie auf meinen Arm hinab. „Wie du sagtest, wo ist der Sinn im Leben, wenn dir der einzige genommen wird? Das Leben ist unfair. Wie kann nur ein so guter und positiver Mensch so früh sterben? Wenn es einen Gott gibt, dann ist dieser ein grausamer.“

Maria, die die ganze Zeit über aufmerksam zugehört hatte, wandte sich mir zu. „Wenn du auf einem Blumenfeld stehst. Welche Blume pflückst du zuerst?“ Ich schniefte. „Die schönste.“

Sie blickte mich vielsagend an und mir schossen weitere Tränen in die Augen. Ich verstand.

Maria legte mir liebevoll eine Hand auf den Unterarm und zog mich zu sich ran. Aneinander gelehnt blickten wir gemeinsam nach oben. Ich lächelte. „Ja, Linus war einer der schönsten Menschen. Durch und durch, Innen wie Außen.“ Ich nahm das Kastanientier mit nach Hause und stellte es neben mein Bild von Linus auf meinen Nachttisch. In dieser Nacht schlief ich das erste Mal ohne Alpträume durch.

Am nächsten Tag brachte ich eine Kanne Rooibos Tee mit. Als ich das Tor mit einem lauten Quietschen öffnete, erblickte ich Maria schon wie sie auf der Bank saß und ein Heft und Stift in der

Hand hielt. Freudig lief ich den Weg zu ihr hin, während es unter meinen Füßen raschelte. Als Maria mich kommen sah, hob sie verwundert ihre Augenbrauen.

„Sag mal musst du nicht in die Schule?“ „Ich hab mich nicht so gut gefühlt.“, wich ich aus und setzte mich neben sie. „Tee?“ Sie legte ihr Heft weg und ich reichte ihr eine Tasse dampfenden Tees. Ihre wachen Augen musterten mich und ich trank schnell selbst einen Schluck.

„Wie läuft es denn so in der Schule?“, durchbrach sie die Stille. Ich schloss die Augen. „Nicht so gut.“ Als keine Antwort kam, öffnete ich sie und Maria sah mich mit erwartendem Blick an. „Ach, ich kann einfach nichts.“

„Jeder kann etwas besonders gut, egal ob groß oder klein. Vielleicht hast du es nur noch nicht entdeckt.“

Ich sah sie kritisch über den Rand meiner Tasse hinweg an und sie hielt meinem Blick stand. Ich senkte meine Tasse. „Ich hab das Gefühl, egal was ich mache, ich bin doch nie gut genug.“ Beschämt blickte ich neben mich auf den Boden.

„Das Wichtigste in allem was du machst, ist dass du immer dein Bestes gibst. Denn selbst wenn du alles gibst und es trotzdem nicht genauso gut ist wie du es dir erhofft hattest, hast du immer noch das Gefühl, dich nicht selbst enttäuscht zu haben.“ „Ich hab doch gar nicht die Kraft mein Bestes zu geben.“, winkte ich ab.

„Denk dran, sein Bestes zu geben bedeutet nicht bis zu einem mentalen Zusammenbruch zu arbeiten.“

Ich überlegte kurz. Ihre Worte klangen so wahr und ich wollte ihr glauben. Ich wollte eine neue Chance. Ich brauchte eine neue Chance. „Also gut, ich versuche es.“

„Na also. Du hast von heute an eine Aufgabe.“ Ihre warmen Augen lachten mich liebevoll an und ich erkannte die kleinen goldenen Sprenkel darin. „Das wird aber gar nicht leicht.“ Ich hatte Zweifel. War ich wirklich stark genug? „Ich persönlich glaube, dass wenn etwas keine Herausforderung ist, es keinen Grund gibt dieses zu tun, denn du wirst dabei nicht viel lernen.“ Sie hatte Recht. Oh sie hatte ja so Recht!

Als ich abends im Bett lag, öffnete meine Mutter die Tür und ich stellte mich schlafend. Sie kam zu mir und drückte mir einen Kuss auf die Stirn. Lächelnd schlief ich ein.

Am nächsten Tag ging ich nicht zum Friedhof, auch wenn ich gerne Maria wiedergesehen hätte. Nein, ich ging zur Schule und strengte mich an. Je mehr man sich anstrengt, desto besser ist der Eindruck, den man bei seinen Mitmenschen hinterlässt. Und genau das tat ich. Ich gab mein Bestes und jeder kleine Fortschritt gab mir neue Kraft. Ich leuchtete innerlich und brachte auch mein Umfeld zum Leuchten. Nachmittags traf ich mich immer mit Maria auf dem Friedhof und sie erzählte mir von ihrer Weltreise. Oder wir lösten zusammen Kreuzworträtsel.

An einem verregneten Novembertag saß ich wieder auf der Bank unter dem Baum. Der hatte mittlerweile all seine Blätter verloren und sie lagen nun braun und durchnässt auf dem Grund vor mir. Mein Stiefel strich über den Boden und erzeugte ein quietschendes Geräusch. Ich schlang meine Arme enger um meinen Körper, denn mir war kalt. Durch meinen nassen Hosenboden drang die feuchte Kälte bis in meine Knochen ein. Das Quietschen des Tores verriet mir, dass Maria auf dem Weg zu mir war. Freudig drehte ich meinen Kopf in ihre Richtung. Mit Schrecken beobachtete ich jedoch, wie sie extrem langsam den geschotterten Weg entlangschlurfte. Ihren Kopf hielt sie gesenkt. Besorgt blickte ich ihr entgegen und wartete ungeduldig, bis sie die Bank erreicht hatte. Mit einem lauten Ächzen ließ sie sich neben mich nieder. „Ist alles in Ordnung?“, fragte ich sie unruhig.

Mein Magen hatte sich zusammengezogen und meine Hände wurden schweißnass.

„Ach, weißt du, ich bin eine alte Frau. Ich habe meine Wehwehchen. Die Hüfte hier, die Arthrose da. Ich bin einfach nur müde.“ Sie blickte mich an und mit Erschrecken stellte ich fest, dass das Leuchten aus ihren Augen verschwunden war. Sie waren einfach nur noch braun. Beruhigend strich sie mit ihrer Hand über meinen Unterarm und ich spürte ihre Wärme auf meiner Haut. Ganz verschwinden tat mein ungutes Gefühl aber nicht.

Maria griff neben sich in ihre Stofftasche und holte ein Heft mit Kreuzworträtseln raus. Ich lächelte und griff in meiner Jackentasche nach einem Stift.

„Ein anderes Wort für Freude.“

„Wie viele Buchstaben?“

„Fünf.“

Ich dachte nach. „Glück!“ Wir lachten beide und ich spürte, wie sich ein wohliges Gefühl in meinem Bauch breit machte und die Sorgen verdrängte. So saßen wir eine Weile da, während der Nieselregen stärker wurde. Ein Tropfen fiel dabei auf das Wort „Glück“ und die Tinte verlief.

„So noch ein Wort und dann sehen wir zu, dass wir nach Hause kommen.“ Maria blickte in den Himmel, der sich verdüsterte. Zusammen beugten wir uns über das Heft.

„Teil des buddhistischen Glaubens... Zwölf Buchstaben...“, murmelte sie konzentriert. „Ha! Wiedergeburt!“

Ich lächelte und Maria setzte ihren Stift zum Schreiben an. Doch plötzlich rutschte ihr dieser ab und ein langer Strich zog sich quer über das Blatt. Erschrocken sah ich in ihr Gesicht, aber es befand sich gar nicht mehr auf meiner Höhe, sondern war schon mitsamt dem Körper auf den Boden gefallen. Ich sprang ängstlich auf und kniete mich neben sie. Als ich Maria herumdrehte, beobachtete ich mit Entsetzten, wie der Kopf auf die Seite rollte.

Ihr Mund stand leicht offen und ihre Augen waren geschlossen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und richtete Marias Kopf nach vorne aus. Ihre Augenlider fielen nach hinten über und sie starrte mir mit leerem, glasigen Blick entgegen. Ich schrie auf und nackte Panik breitete sich wie Eis in meinen Adern aus. Das Blut rauschte in meinen Ohren und mein Herz raste. Ich erwachte aus der Schockstarre und auf einmal kam Leben in mich.

Mit klammen Fingern holte ich mein Handy aus meiner Jacke und wählte zitternd die 112. Nach einmaligem Klingeln wurde abgehoben.

„Notrufzentrale, Thieme am Apparat.“, meldete sich eine tiefe Männerstimme.

„Ha-hallo. Ähm, hier spricht Alea. Alea Meissner.“, stammelte ich und warf immer wieder einen Blick auf Maria unter mir.

„Wo bist du Alea?“

„Auf dem Friedhof in Schlangenbad.“

„Ok Alea, kannst du mir sagen, was los ist?“ Ich atmete tief durch. „Meine Freundin Maria. Sie ist einfach umgefallen und bewegt sich nicht mehr.“ Ich schlug mir die Hand vor den Mund und Tränen schossen mir in die Augen. Ein lautes Schluchzen drang aus meiner Kehle.

„Hör zu Alea. Ich schicke jemanden zu euch okay? Hilfe ist unterwegs. Erklär mir jetzt doch bitte noch einmal ganz genau, was mit deiner Freundin ist. Wie alt ist sie?“

„Ich- Ich weiß nicht. Vielleicht Anfang 70?“

„Okay Alea. Ich möchte jetzt, dass du zu deiner Freundin gehst und überprüfst, ob sie noch atmet. Weißt du wie man das macht?“

„Ja.“, hauchte ich und legte das Handy neben mir auf den Boden, während ich mein Ohr über ihren Mund hielt.

Sie atmete nicht.

Eine neue Welle von Panik und Angst ergriff mich und zog mich fort. Ich schluchzte verzweifelt auf und hörte die Stimme aus dem Handy nach mir rufen. Ich hob es auf und atmete tief durch.

„Nein, sie atmet nicht mehr.“, flüsterte ich, während ich mich mit meiner schweißnassen Hand abstützen musste, denn ich drohte umzufallen.

„Alea, hör mir zu. Du musst jetzt eine Herzdruckmassage machen. Hörst du. Ich werde dir jetzt Schritt für Schritt erklären was du machst ok?“

„Okay.“, wimmerte ich und stellte auf Lautsprecher. Heiße Tränen liefen mir über meine Wangen und drohten meine Haut zu verbrennen. Wie durch einen Schleier sah ich die Welt um mich und ich legte meine Hände auf den Brustkorb unter mir. Die Stimme des Sanitäters drang wie durch Watte zu mir und ich versuchte mühsam zu befolgen, was er sagte.

„Komm schon Maria. Komm schon. Du kannst es schaffen!“, schluchzte ich, während ich verbissen weiter meine Hände auf ihre Rippen presste. Als ich ihre Nase zuhielt und sie beatmete, schloss ich die Augen für einen Moment und schickte ein Stoßgebet zu wem auch immer da oben im Himmel. Ich kämpfte um ihr Leben. Und irgendwo auch um meins. Meine Tränen fielen auf ihren Anorak hinab. Sie vermischten sich dort mit dem Regen, der inzwischen noch stärker geworden war. Ich schmeckte das Salz auf meinen bebenden Lippen und spürte das aufkommende Schluchzen in meiner Kehle. Da hörte ich Sirenen näher kommen und kurz darauf kamen zwei Personen den Weg zu uns entlanggerannt. Sie stießen mich zur Seite und einer nahm mein Handy. Es war ein junger Mann. Nachdem er ein paar Worte mit der Leitstelle gewechselt hatte, legte er auf. Er hielt mir mein Handy hin und ich griff wie betäubt danach. Wie es wieder in meine Tasche gewandert ist, weiß ich nicht. Ich starrte wie benommen auf die junge Frau, die nun meine Arbeit fortführte. Nach einer Minute holte sie ein Gerät aus ihrer Tasche und hielt es auf Marias Brust. Kurz darauf bäumte sich ihr Körper auf. Ich drehte meinen Kopf weg und wartete stumm, während ich geschehen ließ, was geschah. Nach einiger Zeit standen beide Sanitäter auf und blickten mich traurig an.

Ein Weinkrampf schüttelte meinen Körper und ich fiel auf die Knie. Ich hielt meine zitternden Hände über Marias tote Augen. Vorsichtig fuhr ich über ihre Lider und spürte die noch warme, dünne Haut an meiner Handinnenfläche. Ich stand auf, während ich auf ihre geschlossenen Augen starrte und drehte mich zu den beiden Notärzten um. Sie hatten betreten am Rand gewartet und kamen nun auf mich zu. Schweigend legten sie eine Plane über den toten Körper und brachten Maria in den Krankenwagen, um sie abzutransportieren. Sie fragten mich nach meinem Namen und meiner Adresse. Ich weiß nicht mehr was ich gesagt habe.

Auf dem Friedhof herrschte absolute Stille. Ich war allein.

Kraftlos sackte ich zusammen und starrte auf den Fleck, wo soeben noch ein Körper gelegen hatte. Eine weitere Welle der Trauer erfasste mich und riss mich fort. Mein Körper bebte und ich schnappte nach Luft, während ich mich aufrichtete und gen Himmel blickte.

„Wieso? Wieso tust du das? Wieso nimmst du mir alles?!“, schrie ich in die grauen Wolken hinein. Aber als Antwort bekam ich nur den kalten Regen, der unaufhörlich auf mich niederprasselte.

Nasse Haarsträhnen hingen vor meinen Augen und versperrten mir die Sicht. Aber sehen tat ich sowieso nichts. Ich war blind vor Wut und Trauer. Die Kälte des Regens spürte ich nicht mehr, denn eine eisige Leere breitete sich in meinem Inneren aus. Sie nahm mir die Luft zum Atmen. Etwas in mir veränderte sich. Ein Schalter wurde umgelegt.

Ich erhob mich. Richtete meinen Kopf auf. Starr blickte ich geradeaus, während ich langsamen Schrittes nach Hause ging. Der Regen prasselte immer noch auf mich herab und erzeugte einen trommelnden Rhythmus auf dem feuchten Boden. Dünne Rinnsale pflanzten sich ihren Weg bergab und rissen alles mit sich mit, was ihnen im Weg stand.

1 Woche später

Das Quietschen des Tores erfüllte die kalte Luft und ich ging schnellen Schrittes hindurch. Doch ich lief nicht den üblichen geschotterten Weg zu der Bank entlang, sondern lief querfeldein zu einem frischen Grab.

Marias Grab.

Auf der Beerdigung vor einer Woche war ich die einzige gewesen. Ich hatte sie an ihrem Sarg besucht. Ihre bleiche, leblose Haut berührt und die Kälte gespürt. Über ihre blauen Fingernägel gestrichen. Dies war eine Woche her. Nun stand ich vor ihrem Grab, auf dem ein mächtiger Stein aus Marmor thronte.

Ich war gekommen um mich zu verabschieden. Ich hatte genug von dieser Welt. Es war fast so, als ob die Kälte von Marias totem Körper auf mich übergegangen wäre und jegliche Freude verdrängt hätte.

Wieso wurden mir alle Menschen, die ich liebte, genommen? Warum? War ich verflucht?

Wie dem auch sei. Das war nun egal. Nur noch heute. Nur noch heute war es jetzt. Morgen würde es schon Vergangenheit sein. Würde ich Vergangenheit sein.

Ich griff mit kalten starren Fingern in meine Tasche und spürte die kühle Oberfläche einer Kastanie. Ich schloss die Augen und atmete ein und aus. Dann holte ich das Kastanientierchen hervor und stellte es vor mir auf dem Grabstein ab. Dabei flogen meine Augen über die Inschrift, die in den grauen Stein eingraviert war.

„Es sind die Lebenden, die den Toten die Augen schließen. Es sind die Toten, die den Lebenden die Augen öffnen.“ Ein lautes Bellen ertönte hinter mir und ich drehte mich um. Ein kleiner schwarzer Hund kam auf mich zugelaufen und stellte sich an meinem Hosenbein auf. Ich beachtete ihn nicht weiter und wollte mich umdrehen und gehen. Doch er biss sich an meiner Hose fest und ich schleifte ihn hinter mir her. Genervt blieb ich stehen und zischte:

„Lass mich in Ruhe, okay?“ Da setzte er sich auf seine Hinterbeine und wedelte mit dem Schwanz. Sein Fell glich einem Staubwedel. Er hechelte und feine Stirnfransen fielen ihm über seine lachenden Augen. Lachende Augen? Ich beugte mich zu ihm runter. Seine Augen hatten sich ein wenig zusammengezogen und kleine Fältchen bildeten sich. Ich fing seinen Blick auf und warme, braune Augen starrten tief in meine Seele hinein. Ich konnte die goldenen Sprenkel erkennen. Ich verstand.

3 Jahre später

Die Tür wurde geöffnet und ich trat in ein dunkles Zimmer, in dem ein Bett stand. In diesem Bett lag ein Mädchen. Lea war ihr Name. Sie hatte Krebs. Ich ging mit schnellen Schritten zu ihr und kontrollierte ihre Werte an einem Gerät. Hinter mir hörte ich ein leises Trippeln und ein kleiner schwarzer Wuschel kam herein und sprang auf das Krankenbett. Lea strich mit ihren Händen über das Fell.

„Na, wie geht es uns denn heute?“, fragte ich sie und lächelte.

„Ach, lass mich bloß in Ruhe mit deinem freundlichen Getue.“ Sie drehte ihren Kopf verärgert weg von mir und blickte auf das Fenster. Die Gardinen waren geschlossen, obwohl draußen die Sonne hell schien.

„Was ist das nur für eine Welt, in der Kinder wie ich krank werden?“, murmelte sie, „Alle reden immer davon, wie schön die Welt sei, aber wirklich viel davon sehen tue ich nicht.“

Ich sah sie lange an, wie sie mit weggedrehtem Kopf auf die grauen Vorhänge starrte. Langsam ging ich auf das Fenster zu.

„Weißt du Lea, die Welt ist eigentlich wunderschön. Manchmal vergessen wir nur, die Augen zu öffnen.“, sagte ich und riss die Vorhänge auf.

Man lebt nur einmal

Heute wird sich euer Leben für immer verändern. Ich möchte euch etwas mit auf den Weg geben, das ich aus meiner Vergangenheit gelernt habe. Mein Ziel ist es euch mit dieser Rede zum nachdenken zu bringen, euch zu motivieren und euch Kraft und Hoffnung zu geben.

Ich denke ich muss keinem von euch klar machen, dass es nicht immer nur sonnige Tage im Leben gibt. Jeder hatte schonmal schlechte Zeiten, aber es kommt darauf an, was man aus jeder Situation macht. Aufgeben ist immer einfacher, als immer wieder aufzustehen. Aber das bringt keinen von uns weiter. Thomas Alva Edison, ein amerikanischer Erfinder, hat mal gesagt das unsere größte Schwäche im Aufgeben liegt, aber der sichere Weg zum Erfolg ist es, es nochmal zu versuchen. Egal wie schwer euer Weg sein wird, es wird euch immer zu einem Ziel führen. Jede schlechte Erfahrung wird euch im Leben weiter bringen. Wäre das Glück noch wertvoll, wenn man immer Glück hätte und alles so kommen würde, wie man es sich wünscht? Wäre es nicht langweilig, wenn man schon wüsste, was das Leben für einen bereit hält? Es ist doch viel spannender einen Weg mit vielen Hügeln und Kurven zu gehen, als eine lange, gerade Strecke ohne Steine, die sich in den Weg legen. Am Ende kann man stolz auf sich sein und sagen, dass man es trotz allen Hindernissen geschafft hat.

Manchmal vergisst man, was das Leben für ein Geschenk ist. Viele Menschen leben ihr Leben so, als wäre es unendlich, so als ob man jede Tat wieder rückgängig machen könnte. Ich habe früher auch so gelebt, aber seit dem mir klar geworden ist, wie kurz das Leben sein kann, hat sich mein Leben um 180 Grad gedreht.

Ich war ein junges Mädchen, was keine Sorgen und Probleme hatte. Nichts hätte besser sein können. Ich war gut in der Schule, hatte viele Freunde um mich herum, ich war einfach glücklich. Doch an einem gewöhnlichen Abend ist meine Mutter zu einem Arzt gefahren, weil sie leichte Schmerzen hatte. Sie ist nur zur Kontrolle dorthin gefahren, um zu schauen ob alles okay ist. Alle haben sich nichts schlimmes dabei gedacht, bis der Anruf kam. Bei meiner Mutter wurde Krebs diagnostiziert. Sie hatte glück, dass der Tumor rechtzeitig entdeckt wurde und die Ärzte ihr helfen konnten. Der Krebs konnte geheilt werden und alle dachten, dass jetzt endlich wieder alles gut wäre. Doch ein paar Jahre später hatte meine Mutter wieder Schmerzen und ist für eine Kontrolle zum Arzt gefahren. Auch dieses mal wurde wieder Krebs diagnostiziert, aber leider hatte sie nicht so viel Glück wie das letzte Mal. Der Krebs hatte sich schon im Körper verbreitet und es gab wenig Hoffnung sie noch heilen zu können. Im laufe der Jahre konnte man sehen, wie es meiner Mutter immer schlechter ging. An einem normalen Schultag bin ich zum Mittagessen nach Hause gekommen und konnte anhand der Gesichter meiner Familie sehen, dass etwas nicht stimmte. Mein Vater hat mir dann erzählt, dass der Arzt gesagt hat, dass meine Mutter nur noch ein paar Tage oder Wochen zu Leben hat. Am nächsten Tag bin ich trotz dieses Schockes in die Schule gegangen und habe mittags meinen Vater angerufen, um ihm zu sagen, dass ich mit Freunden essen gehe. Ich hatte erwartet, dass er mir sagt, dass ich nicht solange weg bleiben soll, aber mit dem was er zu mir sagte, hatte ich nicht gerechnet. Mein Vater sagte zu mir, dass meine Mutter gestorben ist. Ich konnte mich nicht mehr richtig von ihr verabschieden. Ein halbes Jahr später ist meine Oma an derselben Krankheit gestorben. Ich war 2 Wochen vorher noch zu Besuch bei ihr und da ging es ihr noch nicht so schlimm. An dem Tag wollte ich nochmal zu ihr fahren, um mich von ihr zu verabschieden, aber es war zu spät. Die Krankheit Krebs kam in meiner Familie sehr häufig vor. Mein Großonkel ist vor ein paar Jahren einfach zur Vorsorge zu einem Arzt gegangen. Er wollte sich nur checken lassen, ob alles in Ordnung ist. Keiner hatte damit gerechnet, dass er die Diagnose Krebs bekommt. Ihm wurde gesagt, dass er nur noch 5 Jahre zu leben hat. Vor einem Jahr ist er dann gestorben.

Mein Ziel ist es nicht euch alle meine Lebensgeschichten zu erzählen, aber ich denke dass diese drei Geschichten euch etwas bewusst gemacht haben. Das Leben ist kürzer als man denkt, das Leben kann

sich von einem auf den anderen Tag verändern und man weiß nie wie oft man noch die Möglichkeit hat einer wichtigen Person zu sagen, was sie einem bedeutet. Es gibt einen Spruch, der heißt „Lebe jeden Tag, als ob es dein letzter wäre, dann man weiß nie wann es zu Ende ist“. Avicii singt in seinem Song The nights „One day you will leave this world behind so live a life you will remember. Lebe ein Leben, an das du dich erinnern wirst, ein Leben wo du nicht zurück schaust und sagst hätte ich das doch mal gemacht. Eine schwedische Schauspielerin hat mal gesagt: „Ich bereue nichts, außer das was ich nicht getan habe.“

Ich möchte euch jetzt mal eine Frage zum Nachdenken stellen. Stellt euch vor, ihr würdet jetzt in eurem Sterbebett liegen und auf euer Leben zurück schauen. Wie viele Sachen habt ihr nicht gemacht, die ihr eigentlich immer machen wolltet? Wie viele Träume von euch sind nur Träume geblieben? Wer von euch hat einen Job gemacht, mit dem er eigentlich gar nicht so zufrieden ist, nur weil euch damals, als ihr kleiner wart alle gesagt haben, dass eure Träume viel zu unrealistisch sind. Wie viele unausgesprochene Dinge habt ihr in euren Köpfen? Wenn ihr wüsstest, dass ihr nur noch ein Jahr zu leben hättet, würdet ihr etwas in eurem Leben ändern oder genauso weiter leben? Wenn ihr etwas ändern würdet und nicht ganz zufrieden mit eurem Leben seid, warum ändert ihr dann nichts? Weil ihr Angst vor Veränderungen habt? Weil ihr nichts riskieren wollt? Weil andere euch eure Träume ausreden? Weil ihr Angst habt hinzufallen und zu versagen? Weil euch eure Vergangenheit daran hindert? Das sind alles nur Ausreden! Es ist immer einfacher für alles Ausreden zu finden, aber macht es euch wirklich glücklicher in eurem Selbstmitleid zu versinken? Schaut nach vorne und seid mutig. Rennt nicht eurer Vergangenheit hinterher, sondern lernt aus euren Fehlern und euren Schicksälen.

Ihr habt die Möglichkeit etwas aus eurem Leben zu machen, also nutzt diese Möglichkeit und fangt heute an euren Träumen hinter her zu gehen. So oft höre ich Menschen, die sagen ich kann das heute nicht machen weil..., jetzt ist gerade ein schlechter Zeitpunkt, weil..., morgen fange ich damit sicher an, bald ist die Zeit dafür gekommen. Leben ist das allerseltenste auf dieser Welt, die meisten Menschen existieren nur und leben in der Zukunft.

Hört auf alles auf morgen zu verschieben. Ihr habt nur ein Leben und ihr wisst nicht was in Zukunft passiert. Der perfekte Tag wird nie kommen, also lebt nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft, sondern im hier und jetzt. Ja klar wird es nicht einfach, ihr werdet alle hinfallen und wieder aufstehen müssen, ihr werdet alle etwas für eure Träume tun müssen. Keiner wurde geboren und konnte alles. Wir mussten es uns erst erlernen, aber alle Träume können wahr werden, wenn man den Mut hat ihnen zu folgen. Damit einem etwas gelingt, was einem noch nie gelungen ist, muss man auch etwas machen, was man vorher noch nie gemacht hat. Manchmal muss man das Unmögliche versuchen, um das Mögliche zu erreichen. Fangt an das zu tun, was euch wirklich glücklich macht. Haltet nicht an Sachen fest, die Euch nicht mehr glücklich machen, nur weil ihr Angst habt vor dem was kommt. Fangt an Sachen zu riskieren, fangt an euch nicht vor anderen zu verstellen. Das ist euer Leben. Es ist eure Entscheidung was ihr damit macht, denn ihr müsst damit zufrieden sein und nicht andere. Nehmt euch Zeit, für Dinge die euch wichtig sind, denn man weiß nie wie viel Zeit man dafür noch hat. Das Leben ist schneller vorbei als man denkt.

Amelie Rahn - Waldesgeräusche

Eigentlich war alles so wie immer. Wie jeden Abend, wenn es dunkel wurde, lief sie mit Sam durch den nahen Wald. Sam freute sich darüber, nicht angeleint zu sein, blieb aber trotzdem stets in ihrer Nähe. Die hohen Bäume warfen Schatten im Licht von Leandras Taschenlampe und ihre Blätter raschelten leicht im Wind. Eben alles so, wie sie es kannte — vertraut.

Doch heute gab es da noch etwas anderes. Leandra spürte ein mulmiges Gefühl. Beobachtete sie vielleicht jemand? Sie blickte sich unsicher um. Auch Sam lauschte besonders aufmerksam. In der Ferne konnte man eine Eule schreien hören. Im Unterholz knisterte und knackte es. Da gab es viele bereits abgestorbene Zweige und Äste. Im Schein der Taschenlampe konnte Leandra mehrmals ein Paar kleine erleuchtete Augen aufblitzen sehen. Sie fragte sich, ob sie vielleicht einer Maus oder einer Ratte gehörten...?

Doch bevor Leandra sich näher mit diesem Gedanken beschäftigen konnte, begann sich ihre Aufmerksamkeit etwas anderem zuzuwenden: Erneut drang ein Geräusch an ihr Ohr. Es kam aus der Richtung gerade vor ihr und löste regelrechte Schauer aus, die ihr über den Rücken liefen. Etwas Sirrendes, mal hoch, manchmal aber auch tief klingend, vernahm sie. Zuerst dachte sie, es käme von weit her, weil sie es nur sehr leise vernahm, aber dann schwoll es plötzlich an und bekam einen bedrohlichen Charakter, um wieder abzuebben und kaum noch wahrnehmbar zu sein. Gerne hätte Leandra jetzt ihren großen Bruder bei sich gehabt, der sie sonst oft auf ihren nächtlichen Spaziergängen begleitete. Ausgerechnet heute hatte er nicht mitkommen wollen. „Ich muss nochmal ganz dringend weg“ hatte er gesagt und war gleich nach dem Abendessen losgeradelt.

Leandra überwand ihre Angst und entschied sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Sie wollte wissen, was diese Geräuschketten bedeuteten, die sie immer wieder hören konnte. Ihr Forscherdrang war erwacht! Vorsichtig bewegte sie sich, dabei einen Fuß vor den anderen setzend, durch den Wald. Sam war dabei dicht an ihrer Seite, lautlos und gehorsam.

Nach einer Weile erreichten die beiden eine kleine Lichtung. Leandra versuchte, sich zu orientieren. Das sirrende Geräusch übertönte jetzt alle anderen Laute, denen man sonst nachts im Wald normalerweise begegnet.

Nachdem ihre Augen sich an die neuen helleren Lichtverhältnisse gewöhnt hatten, konnte sie nicht weit von sich und Sam entfernt etwas Blinkendes erkennen. Kleine Lichtblitze zuckten manchmal aus dem Gras hervor.

Mutig ging Leandra weiter. Nach ungefähr fünfzig Schritten erreichten sie und ihr Hund eine kleine Anhöhe, hinter der der Boden etwas abfiel. Unten verteilten sich in unregelmäßiger Anordnung mehrere Baumstümpfe. Hier mussten vor längerer Zeit die Bäume abgeholzt worden sein. Leandra schaute sich genauer um. Bald sah sie zwischen den Wurzeln eines der toten Bäume wieder diese Lichtblitze. Doch jetzt konnte sie erkennen, dass sie aus einem schwarzen Paket kamen. Jemand hatte da etwas hingelegt!

Leandra richtete den Strahl ihrer Taschenlampe direkt auf den sirrenden Gegenstand. . . und es entfuhr ihr ein überraschter Ausruf. Auch Sam meinte, bellen zu müssen: Da unten war ein Sendegerät, wie sie es schon einmal gesehen hatte bei Opa in einer Kommode, die auf seinem Dachboden stand. Dieses hier war etwas größer als das von Opa und seines leuchtete vielleicht auch nicht ganz so hell, aber sie war sich sicher, sich nicht zu irren.

„Wieso. . .?“ fuhr es ihr durch den Kopf, während sie sich dem Gerät näherte. Da entdeckte Leandra ganz in der Nähe noch etwas anderes Unerwartetes. Im feuchten Gras sah sie einen gelben

Pappstreifen. Er war beschrieben, und zwar mit großen, bunten Buchstaben. Tatsächlich hatte jemand ihren Namen dort draufgeschrieben!

Leandra lachte. Sie wusste, wer das gewesen war.

Nele Sommer - Muscheln

Alles und jeder hat seine eigene Geschichte. Die Blume am Straßenrand, der nasse Fleck auf dem Asphalt, die Muschel am Strand, jedes Tier, jeder Mensch. Wie ist es entstanden? Wer war da? Alles hat seine eigenen Narben und Erinnerungen. Einige schön und andere nicht so schön oder gar schlimm. Alles hat seine Macken und Special Effekts. Jeder hat seine eigene Meinung. Alles und jeder ist einzigartig auf seine ganz eigene Weise.

Wenn du am Strand entlangläufst und Muscheln sammelst, suchst du einige aus. Du suchst die Muscheln aus, die du am schönsten findest. Du hebst sie auf, schaust sie dir an und nimmst sie mit oder legst sie wieder weg, weil die Muschel nicht so schön ist wie eine andere. Aber du machst sie nicht kaputt. Damit jemand anderes vorbeikommen kann und diese Muschel mitnehmen kann. Weil dieser Jemand findet diese Muschel schöner als andere. Und an manchen kommst du gar nicht erst vorbei oder nimmst ihre Schönheit nicht wahr.

Und so ist es auch mit uns Menschen. Wir lernen einander kennen, schauen uns an oder begegnen einander niemals im Leben. Gehen aneinander vorbei ohne einander wahrzunehmen.

Wenn wir uns kennengelernt haben, kann es passieren das wir uns nicht schön finden. Du wirst zur Seite gelegt. Oder du legst jemanden zur Seite.

Aber sachte, damit die andere Person nicht kaputt geht. Damit jemand anderes sie finden kann, sie schön findet und mitnimmt.

Also bitte, wenn ihr Menschen findet, schaut sie euch an und wenn ihr sie nicht so schön findet, so legt sie sachte ab. Macht sie nicht runter, verletzt sie nicht, macht sie nicht kaputt sondern lasst sie ganz. Lasst sie weiterhin so schön sein wie sie sind. Lasst den Menschen leben.

Dankeschön

Die Jury 2021:

Aaron Bitzer (Preisträger 2019)

Elke Deichmann (Buchhändlerin)

Brigitte Forßbohm (Verlegerin)

Mara Pfeiffer (Journalistin)

Ulrich Poesnecker (Maler)